Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 34 (1959)

Heft: 2

Artikel: Volkssagen aus dem Fricktal II

Autor: Fricker, Traugott

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747374

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volkssagen aus dem Fricktal

Münchwilen - Stein

Verlorene Königskrone auf dem Sisslerfeld

Einst stand auf dem Sisslerfeld eine stolze Römerstadt. Wall und Graben schützten sie und im Innern erhob sich manch heiliger Tempel und prunkte manch vornehmer Palast. Ueber diese Stadt und das ganze Land herrschte eine edle Königin. Ruhe und Frieden war den Landen lange Zeit zuteil, die Künste blühten und der Wohlstand gedieh.

Eines Tages aber umwölkte sich der Himmel, und ein fremdes Volk brach mit wildem Kriegsgeschrei aus den Bergen des Schwarzwaldes hervor und drang über den Rhein. Mit starken Beilhieben zersplitterten sie die Tore und standen unversehens mitten in der Stadt. In kopfloser Hast floh alles Volk in die Wälder und mit ihm die Königin. Auf der raschen Flucht aber fiel ihr auf dem Sisslerfelde die Krone vom Haupte. Als die wilden Barbaren, nachdem sie alles ausgeraubt und kurz und klein geschlagen hatten, wieder abgezogen waren, kehrten die früheren Bewohner allmählich zurück. Die Königin liess jede Ecke der Stadt und jeden Winkel des Sisslerfeldes durchsuchen, ihre Krone war nicht mehr zu finden. Seit jener Zeit hatte die Stadt weder Ruhe noch Frieden mehr. Ein paar Jahre später fielen die Barbaren erneut ins Land ein, erschlugen den grössten Teil der Leute und vertrieben den Rest mitsamt der unglücklichen Königin aus der Gegend. Die Stadt wurde nie mehr aufgebaut, die Krone ruht aber immer noch irgendwo unter der Erde im Sisslerfelde, und wer sie findet, dem gehört sie zu eigen.

Mitgeteilt von Hrn. Dr. A. Reinle, Luzern.

Vom Bruechmattmaiteli

(Münchwiler Mundart)

D'Tochter vom Ulrich von Homberg isch en usglasses Maitli gsi. Will's derheim id hed wele guet tue, isch es vo den Eltere verstosse worde. I seler Zyt hed si vil frönds Chriegsgsindel of em Sisslerfeld ufghalte. Da Maitli isch derno als Lagerdirne zue dene Soldate gange. Doch das Lagerläbe hed em id lang zuegsait. Es isch schwer unglückli worde. I siner Verzwieflig isch es zmitzt i der Nacht vom Lager furt, heizue noch em Homberg.

Es hed de Weg gnoh dur en einsams Teli zwüsche Eike, Schupfert und Münchwile, me seit em de Buschtel. Z'oberst, wo de Bruechmattbrunne zum

Berg us chunnt, isch zu selber Zit en tiefe Weiher gsi. I de feischtere Nacht und i sim verwirrte Sinn hed si 's Maitli verirrt und s'isch i dem Weiher vertrunke. Lüt vo Schupfert händ's gfunde und als Liech usem Wasser zoge.

De Geischt vo dem Maitli hed aber kei Rueh gfunde. Er isch in der Bruechmatt umegwandlet. He und da isch s'Bruechmattmaitli i Lüte, wo dört verbei sind, erschiene. Mit ere feischtere Miene hed's es agredt: «Was suechsch du do?», oder: «Was störst du mi? Gang du dis Wägs.»

Es Büebli hed i sine Eltere, wo dört of em Feld geschaffet händ, am Bruechmattbrunne sölle go Wasser hole. Do isch dem Chleine s'Bruechmattmaiteli erschiene. Es het es rots Chopftuech trait und e feischteri Miene gmacht. De Chlei hed em gförcht und isch vertloffe. «Muetter, Muetter, sie nimmt mi!» hed er brüelet. D'Muetter isch zum Brunne here grennt, hed aber kei Bruechmattmaiteli meh gseh.

In ere stille Nacht isch en Ma i der Nöchi bim Bruechmattbrunne verbi gange. Do hed er imene Hag inne öpper fescht ghöre pfnuchse. De Ma isch zum Hag här und hed do drin s'Bruechmattmaiteli gseh. «Helf der Gott!» hed er em gwöischt. Do hed's Maitli ufghört pfnuchse und hed e heiter Gsicht gmacht. Es hed em fründli danket und hed gseit: «Du hescht mi erlöst.» Sither hed s'Bruechmattmaiteli niem meh gseh.

Lehrer K. Suter, Münchwilen.

Der Jäger am Bruchmattbrunnen

An einem heissen Sommertage waren Schnitter zwischen Eiken und Münchwilen auf dem Felde. Bei dem glastenden Sonnenbrande bekamen sie Durst und schickten ein junges Mädchen mit einem Kruge zum Bruchmattbrunnen, um Wasser zu holen. Das Mädchen eilt, kommt zum Brunnen, neigt sich darüber und füllt den Krug. Wie es sich wieder erhebt, steht dicht vor ihm ein Jäger und betrachtet es schweigend. Er trägt ein grünes Kleid und ein rotes Hütchen. Das Mädchen erschrickt und wagt nicht ihn anzureden, und das war sein Glück; denn wie es zu den Schnittern zurückkommt, hat sie einen geschwollenen Kopf, bekommt Fieber und muss nachher noch wochenlang das Bett hüten. R. I/210.

Vo de Herdmannlene

(Münchwiler Mundart)

Of em Münchwiler Berg fast z'oberst am Hang gseht me no tiefi Löcher. Me seit ene d'Herdmannlilöcher. I dene Höhlene händ i alte Zite chleini Lüt gwohnt. Me hed ene Herdmännli gseit. Die Höhlene händ engi Igäng gha, so eng as ume d'Herdmännli händ chönne dureschlüfe. Aber im Berg inne hed's langi Gäng und wite Stube gha. Ne Gang isch sogar under em Bode bis zum Ri übere gange. Es sind artegi Männli gsi. Sie händ de

Lüte im Feld und im Wald öppe ghulfe schaffe. I der Aern händ d'Schnitter d'Sichle z'obe uf em Acker gloh. Ueber Nacht sind dänn d'Männli fliessig gsi. Am Morge wenn d'Lüt of's Feld cho sind, händ si schu e schön Stuck gschnitte gha. Wenn d'Bure of em Berg gheuet händ oder händ welle Garbe hole, und es isch e Wetter am Himmel gsi, do sind d'Herdmännli cho go hälfe, as si d'Garbe no troch under Dach brocht händ. Als Loh händ die Burelüt dene Männlene e Weihe of en Acker gleit. Die Mannnli händ d'Weihe gar gärn gesse. Sie sind of de Bode ghocket und s'ältscht vonene hed mit eme schöne Messerli d'Weihe verhaue, as es jedem e Stückli gä hed, und si händ's derno artig gesse.

Der alte Ammännin ihre Grossvater, de Hansjörgli, hed emol, woner en zwölfjährige Bueb gsi isch, i dene Herdmännlene zueglueget, wie si d'Weihe verhaue hend. Da Messerli hed em i d'Auge gstoche. Verstohle isch er zue gschliche und hed dem Männli s'Messerli gnoh. Die Männli sind alli ufgsprunge und händ bittet und bättet: «Hansjörgli gib is s'Messerli wieder!» Aber der hed enes nümme gä. Trurig sind d'Männli übers Feld hei, und überall, wo si Lüt gseh händ of em Weg und im Feld, händ's enes klagt: «De Hansjörgli hed is s'Messerli gnoh und hed's nümmemeh gä. De Hansjörgli hed is s'Messerli gnoh und hed's nümmemeh gä.» Sid säbem Tag hed me z'Münchwile keini Herdmännli meh gse.

Lehrer K. Suter, Münchwilen.

Ruheloser Selbstmörder bei der Säckinger Brücke

Zu Hornussen lebte einst ein Mann, der zwar fleissig zur Messe ging, täglich den Rosenkranz betete, dem Pfarrer und Kaplan in allem folgte, der weltlichen Obrigkeit aber wenig nachfragte. Wegen wiederholtem Ungehorsam liess ihn zuletzt das Amt vier Tage einsperren. Da man ihn wieder aus der Haft entliess, wandelte ihn eine solche Scham vor den Leuten an, dass er sogleich dem Rheine zulief und sich hineinstürzte. Ein Schiffer, der ihm auf dem Wege begegnet war, hatte aus seinem trüben Gesichtsausdruck nichts Gutes geschlossen und war ihm nachgegangen; als er den Fluss erreichte, sah er eben noch, wie der Unglückliche im Wasser mit dem Tode rang; er hatte ein am Ufer stehendes Tannenbäumchen zu fassen versucht. Dieses riss aus und blieb ihm in der Hand; damit versank er.

Einige Jahre später fuhr dieser Schiffer eines Abends in der Dämmerung mit seinem Weidling von Sisseln rheinabwärts. Wie er auf die Höhe des Gallusturmes kam, fühlte er, wie sein Fahrzeug plötzlich emporgehoben wurde. Dann tauchte vorne, an der Schnauze des Schiffes, ein Tannenbüschel aus dem Wasser, versank und tauchte wieder auf, von einer Menschenhand krampfhaft umklammert. Sogleich erinnerte sich der Mann an den Unfall, der hier seinem Bekannten das Leben gekostet hatte, und

voll Mitleid rief er: «Ach Gott, was muss man tun?» Da antwortete ihm eine ferne dunkle Stimme aus den Wellen:

«Sechs Johr am Lebe verlore,
und sechs Johr im Wasser verfrore.»

Es waren genau sechs Jahre seit jenem Unfall. R. I/38.

Schupfart

Weisser Schimmel am Webrichgatter

Auf dem Bettberg zwischen Wegenstetten und Schupfart hatten nach der Sage die Römer vor Zeiten zwei Heerlager, eines auf dem Berg und eines auf dem «Dell». Später stand dort eine Stadt. Ueber ihre Trümmer läuft nachts ein Schimmel. Er ist einbeinig und trägt einen Menschenkopf. Ein hagerer Reiter in einem blutroten, wehenden Mantel und langen fliegenden Haaren sitzt auf ihm. Aus den Wäldern des Tiersteinberges braust die Erscheinung daher und fährt sausend und tosend vorüber. Wehe dem Menschen, der in die Bahn des Gespenstes hineingerät! Er wird erbarmungslos überkugelt und in den Strassengraben geworfen. Selbst der stärkste Mann kann ihm nichts anhaben, und will man ihn belästigen, so schleudert er einem allerlei Schlimmes und Wüstes aus der Zukunft ins Gesicht.

Das Gespenst ist der Geist eines Reiters, der früher allnächtlich Meldungen zwischen den beiden Römerlagern zu überbringen hatte und dabei den Tod fand.

Auch am Webrichgatter, in der Nähe, wird zu Zeiten ein weisser, reiterloser Schimmel gesehen, der lautlos über die Wiesen rennt. Nach R. II/27.

Der Pudelhund

Von der Bühlmatt zu Schupfart kommt in gewissen Nächten ein gespenstiges schwarzes Tier dahergelaufen. Bald glaubt man, es sei ein Hund, dann scheint es wieder wie eine schwarze Katze. Immer auf dem gleichen Weg huscht es durchs Dorf und verschwindet beim letzten Haus plötzlich im Bache. Weithin hört man dann ein lautes Spritzen und Plätschern. Das ist der Pudelhund, oder der Bachpflätschi, wie er von einigen genannt wird. Sein Erscheinen verkündet Unwetter. E. R. und R. 37.

Die Rindelemoor

Vor vielen Jahren kehrten einmal zwei Schupfarter Bauern in später Nachtstunde von Obermumpf her heim. Auf einmal stiess der eine den andern in die Seite: «Hörst du die Sau, die hinter uns faucht und grunzt?» Doch der Befragte konnte mit bestem Willen nichts bemerken. Nun fing der andere an aus Leibeskräften zu fluchen und stiess mit dem Schuh

nach dem Untier. Es war alles vergebens, er konnte es nicht verscheuchen. Bei den ersten Häusern verschwand das Ungetüm. Der Mann aber fiel von der Stunde an in ein hitziges Fieber, und sein ganzer Körper schwoll an. Als er nach vielen Wochen wieder aufstehen konnte, war sein rechtes Bein steif und blieb es seiner Lebtag.

Das war die Rindelen- oder Rochelenmoor, ein heisshungriges, grunzendes Schwein, das zwischen Schupfart und Obermumpf sein Wesen trieb.

E. R. und R. I/100.

Der Marcher am Tiersteinberg

Beim «Marchen» oder Marksteinsetzen sind immer beide Landeigentümer dabei, sonst geht es ungerecht zu. Wer in Wald oder Feld Grenzsteine eigenmächtig versetzt, begeht ein schweres Unrecht und findet nicht einmal im Grabe seine Ruhe. In Schupfart wird hierüber folgende Geschichte erzählt:

«Einst im Herbst gingen zwei Burschen aus dem Dorf auf den Tiersteinberg, um Eibenstämmchen schneiden für Geisselstecken. Als sie die Berggasse herunter stiegen, zog von der Farnsburg her ein schweres Gewitter über das Tal. Blitze gleissten und der Donner rollte. Da hörten die beiden beim Zucken eines Feuerstrahls plötzlich einen schaurigen Ruf, der oberhalb der Sandgrube aus dem Boden heraustönte: «Haue!» Beim erneuten Aufleuchten gewahrten sie einen Markstein in der Nähe einer mächtigen Tanne, der unheimlich zu wackeln begann. «Haue!» brüllte es zum zweiten- und drittenmal aus der Tiefe hervor. Angsterfüllt rannten die beiden Burschen über Stock und Stein dem Dorfe zu. Daheim erzählten sie Vater und Mutter von ihrem gruseligen Erlebnis. Auch der Pfarrer wurde in Kenntnis gesetzt. Dieser riet den beiden, sie sollen abends zur Betzeit in den drei höchsten Namen eine Rüthaue an den Ort legen, wo sie die Stimme gehört hätten. Dies geschah. Als sie sich am folgenden Abend wieder zur Stelle fanden, lag die Haue beim Markstein, dieser aber stand nun wohl zwei Meter seitlich vom alten Platz. Im Halm oder Hauenstiel aber waren zwei Handabdrücke schwarz eingebrannt. Der Markstein sass fest und wackelte nicht mehr, und die unheimliche Stimme liess sich nicht mehr vernehmen. Der Marcher hatte seine Ruhe gefunden.

Volksmund.

Eiken

Vom Kinzhaldenjoggeli

Vor zweihundert Jahren amtete zu Kaisten ein Stabhalter, von dem man heute noch spricht. Er war ein harter, geiziger Mann und hatte es

hauptsächlich auf die Aeufnung seines Vermögens abgesehen. Er hatte sich in den Dienst der Werber gestellt und lieferte denselben gegen fette Belohnung Soldaten aus seiner Gemeinde. Ein Familienvater, den er auch so verhandelt hatte, stürzte sich aus Verzweiflung von der Säckinger Brücke in den Rhein. Noch lange nachher sah man an dieser Stelle nachts ein Lichtlein auf den Wellen schwimmen. Die Lieblingsbeschäftigung des Stabhalters war die Jagd. Mit grossen Bluthunden durchstreifte er von Kaisten aus die Waldungen des Kinzes. Sein Uh-tä-tä und seine schrillen Pfiffe waren weithin vernehmbar. Als er nun eines Tages wieder zur Jagd auszog, prophezeite ihm ein unbekanntes Weib an einem Brunnen, dass seine Tage abgelaufen seien und man ihn heute noch auf einem Karren heimbringen werde. Hohnlachend ging der Stabhalter seinem Weidwerk nach. Er hatte auch schon allbereits die Runde in den Wäldern des Kinzes vollendet, als er oberhalb Eiken einen Hasen entdeckte. Er legte an, der Schuss krachte und — der Stabhalter fiel tot über die Mauer, die er sich als Anschlagsposten gewählt hatte. Am Abend wurde der tote Stabhalter, wie die Frau vorausgesagt hatte, auf einem Karren nach Hause gebracht. Sein Leib war ganz von schwarzen Käfern bedeckt. Kaum war er beerdigt, so fing er an sein Unwesen im Hause und auf dem Kinz zu treiben. Sein Uh-tä-tä und seine Pfiffe waren nächtlicherweise wie zu seinen Lebzeiten im weiten Umkreise hörbar. Von den Leuten wurde er kurzweg Kinzhaldenjoggeli genannt. Die geflügelten Worte: «Dr Chinzhaldejoggeli jagt», dienen noch heute mancher Mutter als Hilfsmittel, die Kinder nach der Vesperzeit zu Hause zu halten. Das Gespenst wurde zu Anfang des letzten Jahrhunderts von einem Kapuziner gebannt. In einer Flasche wurde der Unhold auf den Feldberg getragen; da ihn die einheimischen Geister aber dort nicht litten, so kehrte er wieder zurück. Er wurde ein zweitesmal, diesmal in die Höhlen des Kinz, verbannt. Dabei musste ihm das Recht eingeräumt werden, dass er sich jedes Jahr wieder um einen Hahnenschritt seinem Heimwesen nähern dürfe. Seither hört man nichts mehr von ihm.

(So wird die Sage in Eiken erzählt) E. J.
(Vergleiche S. 18.)

Vom Dorfnamen

Den Namen Eiken leiten einige Dorfbewohner von den grossen Eichenwaldungen ab, welche vor Zeiten das ganze Tal bedeckten und worin damals die Bevölkerung so dünn verteilt gewesen war, dass man ein grosses Stück Land um eine Speckseite erhandeln konnte. Andere aber suchen den Namen so zu erklären: Die Hauptzelg der Gemeinde heisst «im Bleien». Hier am Bach sollen vor Zeiten Hammerschmieden und Eisenschmelzen gestanden haben. Noch heute kann man dort im Boden Eisenschlacken finden. Der Aufseher, der über dieses Gewerk gesetzt war, war

hart und plagte seine Arbeiter bis aufs Blut. Schliesslich empörten sie sich und warfen ihn in den Hochofen. Damit war das Unternehmen zu Ende. R. II/236.

Buboo auf Muniwolf

Zur Zeit des Schwedenkrieges hatte der Feind sein Zeltlager auf dem Sisslerfeld bei Eiken aufgeschlagen. Südlich davon zieht sich ein Tälchen, das Burstel, gegen Schupfart hin. An dessen Ende befindet sich ein Hügel, der Brom oder Muniwolf. Hier stand vor Zeiten ein Schloss. Längst sind alle Spuren davon verschwunden. Eine weissgekleidete Jungfrau hütet dort vergrabene Schätze und kommt, die Haare strählend, bis zum Talbrunnen hinunter. Von Zeit zu Zeit ruft sie mit hohler Stimme: «Buboo, Buboo!» Unter diesem alten Kriegsruf sammelten sich in jener Zeit die Eikerbauern unter dem Banner ihres Schlossherrn auf Muniwolf. Entrüstet sahen sie, wie ihre Felder von Feindeszelten bedeckt waren, und brachen dann unter seiner Anführung mit furchtbarem Geschrei von der Waldhöhe ins Schwedenlager herab. Der Feind konnte ihre geringe Zahl, wie sie aus dem engen Tale hervorbrachen, nicht ermessen, er hielt sie für den Vortrab einer ganzen Armee und flüchtete in Eile über den Rhein in den Schwarzwald. Die Eiker aber erbeuteten das ganze Lager. Noch heute findet man in jener Gegend Waffen und Kriegergräber. R. II/374.

Erdmännlein auf dem Kinz

Wie eine in Urtagen zerfallene Burg muten die zusammengebrochenen Höhlen und Gänge auf dem Kinz den einsamen Wanderer an. Dort hausten in alten Zeiten Erdmännlein. Sie waren gütige Helfer der Menschen und halfen ihnen beim Pflügen, mähten das Gras, halfen beim Bau der Häuser und schleppten ihnen das Brennholz in die Wohnungen, ja, sie brachten ihnen aus der Bergtiefe Eisen und schmiedeten daraus Geräte und Waffen. Doch die Habgier und der Unverstand bewogen die Leute, in die Höhlen der Männchen einzudringen und zu rauben. Da verschwanden die kleinen Gesellen aus der Gegend und wurden nie mehr gesehen. E. J. 29.

Das Dorfbüsi

In Eiken herrschte früher ein grässliches Gespenst, Dorfbüsi genannt. Dieses trieb sich zur Advents- und Fastenzeit nachts auf allen Strassen und Fusswegen des Dorfes herum. Gewöhnlich hatte es die Gestalt einer schwarzen Katze, bald aber auch diejenige eines langhaarigen Hundes. Heute leben noch Leute, die über dieses Ungetüm gefallen sein wollen.

Das Gespenst ist auch unter dem Namen Vollenweidgeist bekannt.

E. J. 29.

Brennende Männer zwischen Eiken und Oeschgen

Wer einen Markstein ungerechterweise versetzt, muss nach seinem Tod als Brünnlig seine Strafe abbüssen. So der alte Volksglaube. Solche Gespenster wurden früher häufig auf den Feldern zwischen Eiken und Oeschgen gesehen. Sie zogen von Markstein zu Markstein, flackernd und lodernd. Auf den Schmähruf:

Brünnige Ma chum,
De bisch mer viel z'dumm,
De muesch e wissis Hüetli ha
Und es rotis Bändeli dra,

eilten sie auf den Rufenden zu, der schleunigst das Weite suchte.

Nach E. J

Der Hexentanz im Mooswalde

Auf der Westseite des Seckenberges standen vor Zeiten drei mächtige Eichen. Heute sind sie schon längst gefällt; aber um ihren alten Standort zieht sich noch ein weiter Ring, der frei von Gras und Gestrüpp ist. Es ist ein Hexenring, und niemand getraut sich, ihn zu betreten. Oftmals hatten die Weidbuben, die früher bei ihrem Vieh nachts hüten mussten, gesehen, wie die Hexen an den drei Eichen zusammenkamen, zechten und schmausten und dann im Kreise, eine hinter der andern, um die Bäume tanzten. Eine berauschende Tanzmusik erklang dazu, und die wunderlichsten Gerichte wurden aufgetragen, bis der Tag anbrach; dann hatte die Wirtschaft plötzlich ein Ende. Einstmals standen zwei Burschen zusammen unter diesen Eichen, als plötzlich ein sonderbares Geräusch über ihnen losbrach. Der eine lief davon, der andere erkletterte einen Baum in der Nähe. Nach und nach rückten nun die Hexen an, tanzten und zechten. Ganz zuletzt kam noch eine steinalte Vettel angefahren. Weil sie sich verspätet hatte, fielen die andern über sie her und verprügelten sie nach Noten. R. II/176.

Das schwere Kind am Seckenberg

Im Dorfe Frick hatte einst ein Handwerker einen Lehrjungen mit Namen Hauswirth. Dieser hatte schon oft Schläge bekommen, weil er des Meisters Kinder nicht hüten wollte. Eines Tages schickte ihn die Meisterin in den Wald, um Leseholz zu sammeln. Als er nach einiger Zeit auf dem Seckenberg oberhalb Eiken ausruhte, hörte er auf der andern Seite des Grabens ein Kind wimmern. Der meisterlichen Schläge

eingedenk, rührte ihn das jedoch nicht. Als er endlich doch aufstand und heim wollte, sah er wirklich drüben im Graben ein wunderhübsches Kind liegen, das ihm augenblicklich das Herz bewegte. Er wollte es aufheben; aber es gelang ihm trotz aller Mühe nicht. Zuletzt war es ganz verschwunden, und er stand allein im Graben. Grosser Schreck ergriff ihn. Er wurde von der Zeit an immer stiller und starb jung.

Dieses Kind soll den Erdmännlein gehört haben und von ihnen den Menschen gestohlen worden sein. Wenn es erscheint, kündet es den Tod dessen, der es erblickt, deutet aber auf ein fruchtbares Jahr. R. I/273.

Oeschgen

Das Fronfastenweibchen

In früheren Zeiten, als die Frauen an den langen Winterabenden noch das Spinnrad drehten, sass man gerne zusammen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Beim Scheine eines Oellichtes arbeiteten die Frauen, während die Männer sich auf der Ofenbank breit machten und tubakend allerlei Schnurren und Sagen berichteten. In der Fronfastenzeit aber wurde das Spinnrad nachts um zehn Uhr auf die Seite gestellt, und man begab sich zu Bette. Einmal aber arbeitete eine Frau über diese Zeit hinaus. Da, es schlug eben vom Kirchturm halb 12 Uhr, ging plötzlich die Stubentür sperrangelweit auf, und ein graues Weibchen stand mitten in der Stube. Mit bösen Blicken musterte es die Frau und übergab ihr drei leere Spulen. «Bis Mitternacht müssen die fertig besponnen sein, sonst holt dich der Böse bei lebendigem Leib», krächzte die Erscheinung und verschwand. Die Frau in ihrer Angst rief Gott und alle Heiligen um Hilfe an und machte sich eiligst ans Werk. Beim ersten Glockenschlage stand das Weibchen wieder da, klein, hager, mit langen, dünnen Fingern und mit unheimlich grossen Augen und langen Zähnen. Doch die bedrängte Frau war eben mit der letzten Spule fertig geworden. Schweisstriefend überreichte es die gefüllten Spulen und das Gespenst verschwand. Seither spann im Dorfe niemand mehr in den Fronfastentagen über die Zeit hinaus. Das Weibchen muss als Strafe für eine begangene Untat in der Fronfastenzeit sein Unwesen treiben. Volksmund.

Erdmännlein in der Kinzhalde

Vor Jahren, als die Fähre noch über den Rhein führte, gingen einmal zwei Nachbarinnen nach Murg, um Eier und Butter zu verhausieren. Die eine war ihre Ware bald los und kehrte heim, während die andere bis

gegen Abend von Haus zu Haus ziehen musste, bis sie das letzte Ei verkauft hatte. Als das Fährschiff über den Rhein fuhr, war es stockdunkel. Die Frau fürchtete sich, und als sie in den Hardwald kam, fing sie an zu rennen. Plötzlich merkte sie, dass sie ihr Geld verloren hatte. Schluchzend suchte sie es. Da stand auf einmal ein kleiner Mann vor ihr und fragte sie, warum sie weine. Sie erzählte ihm ihren Umstand, und dass sie nun auch den Weg nach Hause nicht mehr finde. Das Männchen lächelte und bat sie, sie möge ihm doch helfen die Kohlen auflesen, die da überall herumliegen, er werde ihr dann den Weg zeigen. Sie half ihm und hatte bald eine Schürze voll aufgelesen. Nun befahl ihr der Mann, sie solle die Kohlen mit nach Hause nehmen, sie könne sie vielleicht brauchen. Glücklich kam sie unter die heimatliche Dachtraufe. Wie sie die Kohlen ausschütten wollte, da klingelte es; es waren lauter funkelnde Goldstücke. Da hatte sie eine grosse Freude. Am andern Morgen erzählte sie ihrer Nachbarin ihr Erlebnis. Diese aber machte ein finsteres Gesicht. Das Männlein war ihr nämlich auch erschienen, aber sie war zu faul gewesen, die Kohlen aufzulesen. Das reute sie ihrer Lebtag, denn der Zwerg erschien seither nie mehr.

Die Erdmännlein wohnten im Lenzenstieggraben, in tiefen Höhlen. Sie halfen den Bauern gerne bei der Arbeit. Hatte man am Abend auf einer Wiese ein paar Mahden gemäht, so war am nächsten Morgen die ganze Arbeit getan, und das Gras lag schön verzettelt an der Sonne. Auf dem Acker zog der Bauer die erste Furche, und am andern Tag war der Acker gepflügt. Leider sind aber die fleissigen Männlein verschwunden. Die Leute waren ihnen nicht dankbar und unzufrieden, wenn sie dem einen mehr Arbeit verrichteten als dem andern. Und als eines Tages zwei Bauern deswegen Streit bekamen und zankten und fluchten, da sind sie spurlos verschwunden und ihre Höhlen zerfielen. Volksmund.

Frick

Die Grosse Glocke

Vor Jahren hing im Kirchturm zu Frick die alte Grosse Glocke mit der Jahrzahl 1455 auf ihrem Mantel. Das Volk behauptete, sie sei aus Silber gegossen. Heute hat sie einer neuen Stimme Platz gemacht. Der volle schöne Ton der alten Glocke sollte alle Wetter vertreiben, daher unterlegte man ihr den Reim:

«Susanne, Susanne,
Alli Wätter durh gange.»

Als im 30jährigen Krieg die Schweden im Lande waren, holten sie alle Glocken von den Türmen und gossen sie zu Geschützen um. Mit dieser

Absicht kamen sie auch nach Frick. Die kleinste Glocke warfen sie aus dem Schalloch und machten sich auch an die grosse. Doch die Oeffnung war zu eng; deshalb machten sie sich daran, das Schalloch auszubrechen. Da kam in vollem Zorn ein Bauer vom Kornberg herabgerannt und schrie, immer zurückwinkend: «Noh, noh!» Die Plünderer fürchteten einen plötzlichen Ueberfall und flohen. Die Grosse Glocke war gerettet.

Wie man in Oberfrick erzählt, soll der Mann die Glocke geläutet haben, während die Schweden im Turme waren, diese, erschreckt, wollten fliehen, entdeckten aber den Betrug und verfolgten den Bauern gegen den Kornberg. Als dieser keine Rettung mehr sah, erkletterte er einen hohlen Baum und kroch von oben in die Höhlung hinab, wo ihn die Verfolger nicht fanden. Da unterdessen eine kaiserliche Streife im Tal auftauchte, verliessen die Schweden den Ort, unter Zurücklassung der Grossen Glocke. Der mutige Fricker Bauer aber konnte nicht mehr aus dem Baum herauskriechen und kam elend darin um. Nach vielen Jahren fand man sein Skelett. Seit der Zeit wird in Frick allen Mannspersonen zu Ehren ihrer Herzhaftigkeit mit der Grossen Glocke übers Grab geläutet. Volksmund und R. II/378.

Der Trottengeist

An der Landstrasse, mitten im Marktflecken Frick, dort, wo das Gemeindehaus steht, lag früher die alte Trotte. Grau, und fast feindlich blickte sie in die Welt hinein, und nachts träumte sie von alten Zeiten, als in ihrem Innern der Trottbaum knirschte und der gelbe Most aus dunklen Röhren schoss. Doch auf einmal schlurfte es auf den Stiegen mit schwerem Schritt. Eine unheimliche Gestalt durchschritt das Innere. Ein tiefes Stöhnen liess sich hören. Das war der Trottengeist. Vor Jahren war er das gefürchtetste Gespenst der Gemeinde Frick.

Einst kam ein Mann um Mitternacht an der Trotte vorbei. Auf einmal stand vor ihm eine riesenhafte Gestalt, in der einen Hand einen fürchterlichen Spiess, auf dem Kopf einen Dreiröhrenhut und einen prallen Waidsack umgeschnallt. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und wurde am Morgen bewusstlos aufgehoben. Sein Kopf war wie ein Kürbis angeschwollen, die Augen standen blutigrot aus dem Kopfe, und er atmete, als läge der ganze Homberg auf ihm.

Vor Zeiten getraute sich niemand, in später Nachtzeit in der Gemeindetrotte Trauben zu pressen. Ein hässlicher, hagerer Mann schüttete den Arbeitenden Wasser in die Bockten oder stellte ihnen das Pressbrett falsch. Wehe dem, der ihm das wehren wollte! Sein Kopf schwoll an wie eine aufgeblasene Kalbshaut, und die Haut wurde krebsrot. Die Kinder bekreuzten sich fleissig und eilten scheu an der Trotte vorbei, wenn sie am Abend noch schnell zum Krämer mussten, um Kaffee zu holen.

Doch nicht nur in der Trotte hauste das Gespenst, auch die Nachbarschaft belästigte es mit seinen Streichen. Im Sommer holte es die schönsten Kirschen von den Bäumen, schüttelte im Herbst die saftigsten Birnen und die goldgelbsten Aepfel mit frecher Hand herunter, ja, selbst die Weihnachtsnüsse und die Palmäpfel holte es aus der Obstkammer, und was es nicht stahl, das ruinierte es noch. Es warf die Ziegel von den Dächern, würgte die jungen Hühner ab, schlug die Scheiben ein, machte die Schweine krank und plagte das Vieh dergestalt, dass sie in jedem Stalle einen Schaf- oder Ziegenbock halten mussten.

Es erschien in vielerlei Gestalt. Als roter Hund mit baumlangem Schweif kam es mit grossem Geplätscher, wie wenn vier Pferde in der Schwemme wären, den Bach hinauf bis zur Löwenbrücke, hockte darunter und liess niemand darüber, verschwand aber auf einmal wieder unter der Laube eines benachbarten Hauses, wo es sich nächtelang vor die Türe legte. Ein andermal ritt durch den Feihalterbach ein Mann mit Dreispitzhütchen, Degen und einem langen Mantel, auf einem Schimmel. Sein Weg führte immer von einem Haus im Hinterdorf bis hinab zur unteren Trotte. Beim Zollhaus an der Brücke ritt er dann als wachhabender Offizier auf und ab. Einst ging ein Wilderer morgens vor Tag auf den Anstand und kam durch die Baumgärten des Dorfes an diese Stelle. Er schleppte ein grosses Schinkenbein mit sich, das er den Füchsen als Luder legen wollte. Hier stand plötzlich der Schimmelreiter vor ihm. Das schäumende Ross bäumte sich vor dem erschrockenen Wildschützen hoch auf, als wolle es ihn zu Boden treten. Der Reiter aber riss sein Pferd rasch herum, und der Jäger kam mit dem Schrecken davon.

Im Dorfe galt er auch als guter Wetterprophet. Sobald das Wetter ändern wollte, blies er der Hebamme das Feuer auf dem Herde aus oder fuhr brennend aus dem Schornstein.

Kein Wunder, dass man diesem oft gefährlichsten Geiste einst energisch zu Leibe gehen wollte. Ein Kapuziner bannte ihn nach vielen Gebeten und Beschwörungen. Schon trugen ihn vier Männer in einem Kupferkessel auf einer Bahre in den Wald. Betend gingen die Kapuziner hinterher. Die Last wurde immer schwerer, bis schliesslich einer der Träger leise zu seufzen begann: «Dass dich der — —!» und wie vom Sturmwind ergriffen flog der Kessel in die Höhe — wohin, weiss niemand. Der Geist aber hatte wieder seine alte Wohnung bezogen und tat ärger als zuvor. Volksmund und R. II/30.

Der Alte auf dem Ebnet

Ein Oberfricker Bursche half einst zur Winterszeit seiner Patin in Frick beim Dreschen. Vor dem Heimgehen reichte ihm die besorgte Witwe allabendlich das Weihwasser; denn es war nicht geheuer auf dem Ebnet zwischen Frick und Gipf. Einmal aber vergass sie es, und der

junge Bauer trottete gemächlich auf verschneitem Pfad seinem Dorfe zu. Da auf einmal stand mitten auf dem Wege eine riesenhafte Gestalt. Ein mächtiger Dreispitz, tief in die Stirne gedrückt, verdeckte die funkelnden Augen, und ein weiter Mantel flatterte gespenstig im Wind. Der junge Mann trat erschreckt zur Seite; doch kaum hatte er den Weg verlassen, so wurde er von dem Alten zu Boden geworfen und überkugelt. Darauf verschwand die Gestalt. Der Bursche aber trug 14 Tage lang einen geschwollenen Kopf mit sich. Volksmund.

Die Barackenfrau

Im Seckenberg, einem Walde nordwestlich von Frick, erblickt man oft am hellen Tage eine Frau, die vom Volke die Barackenfrau genannt wird. Sie trägt einen roten Tschopen, wie früher die Frauen auf dem Lande, einen roten Rock und einen Schinhut aus gespaltenen Weidenruten geflochten. Am linken Arm hängt ein Armkorb, in der Rechten führt sie einen Stecken. Bisweilen trägt sie auch ein Bündel Rebreiser auf dem Kopfe. Kommt man ihr nahe, so verschwindet sie plötzlich. Wer sie erblickt, irrt stundenlang umher und findet nur mit Mühe den Heimweg wieder. Volksmund und R. I/59.

Die nächtliche Jungfrau auf dem Ebnet

Da, wo heute die Schulhäuser von Frick stehen, führte vor Zeiten ein einsamer Fussweg nach Gipf. Hier wurde oft ein Mädchen gesehen, das kniend, in alter Fricktaler-Tracht, zu beten schien. Ein alter Gipfer Bauer fasste einst den Mut, es anzureden. «Ich kniete einst nicht nieder vor dem Sakrament, als der Priester es zu einem Kranken trug; drum muss ich hier auf Erlösung harren», war die Antwort. Volksmund.

Der Sandgrubengeist

Am westlichen Abhang des Frickberges lag früher eine Sandgrube. Dort liess sich zu Zeiten, als man das Vieh noch auf die Allmende trieb, oft ein Mann sehen, der einem Viehhändler glich, er hatte eine Geissel über die Achsel geschwungen und trieb das Vieh weg. Oft nahm er vor den Augen der erstaunten Weidbuben die Gestalt eines Pferdes an. Wollten sie es fangen und ihm den Zaum anlegen, schwoll es riesenmässig an, dass die Buben erschreckt das Weite suchten. Kam jemand früh vor Tag, d. h. vor dem Betzeitläuten auf die Allmend, führte ihn der Geist in die Irre. So fand sich einmal ein Mann am Morgen zu Todtmoos im Schwarzwald mitten in der Kirche, als er glaubte, er sei noch immer auf der Wiese und suche seine Rinder. R. II/22.

Die Erdbiberli auf dem Frickberg

In den Waldungen am Frickberg erblickt man kleine Höhlen, die schön der Ordnung nach in den Felsen gebrochen sind. Das sind die Taglichter der Erdbiberli. Bei Tag erblickte sie zwar niemand, wenn aber in der Dämmerung, spät am Abend, ein Bauer oder eine fleissige Bäuerin noch mit dem Einbringen der Garben oder sonst mit einer Arbeit beschäftigt, kamen die kleinen Leute aus ihren Felshöhlen herunter und halfen ihnen. Auch ins Dorf hinunter wagten sie sich an den Winterabenden und halfen raiten oder Flachs spinnen. Heute sind sie ausgezogen, weil vorwitzige Leute ihnen Asche in die Höhlen hineingestreut haben. Volksmund und R. I/274.

Gipf-Oberfrick

Der Höhlenhund

Unterhalb Gipf liegt ein ehemaliger Hohlweg, den man die Höhle nennt. Dort liegt in vielen Nächten der Höhlenhund oder das Höhlentier und plagt verspätete Wanderer, die über das Ebnetfeld ihrem Dorfe zustreben.

Zur Schwedenzeit sollte einmal eine Stafette von Wölflinswil her nach Frick ins Quartier eine Meldung bringen. Unterhalb Gipf hielt der Reiter ratlos an. Er stand an einer Weggabelung, es war noch stockdunkel, und er wusste nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Da hörte er von einer Scheune her das Pochen eines Dreschflegels, er schlug mit der Faust ans Tor und befahl zu öffnen. Als der Bauer mit dem Dreschflegel in der Hand heraustrat, befahl er ihm barsch, unverweilt sein Ross am Zügel zu nehmen und ihn nach Frick zu geleiten. Der erschrockene Bauer gehorchte. So kamen beide in der Dämmerung zu jenem Graben unterhalb Gipf, den man Höhle nennt. Hier war es schon damals nicht geheuer, wenn man vor dem Betzeitläuten die Stelle passieren wollte; deshalb liess der Bauer die Zügel los und trat zurück um zu sehen, wie der Schwede über den verrufenen Platz kommen möge. Allein dieser vermutete eine Arglist, und es kam zwischen beiden zu einem Streit. Da der Schwede drohte und zur Waffe griff, schlug ihn der Bauer, kurz entschlossen, mit dem Dreschflegel tot.

Seither muss der Getötete an der Stelle spuken. Unbeweglich liegt quer über die Strasse ein mächtiger schwarzer Hund; lodernde Augen, wie Pflugsräder so gross, glotzen aus seinem Kopf. Unversehens stolpert man über ihn. Wehe dem, der ein Wort sagt oder gar mit dem Stock nach

ihm schlägt; maltergross schwillt sein Kopf an und wird rot wie Feuermohn. Oft trottet er nachts durch das Dorf hinauf bis zur Kapelle; dort wendet er sich auf den Weg gegen den Thiersteinberg und verschwindet plötzlich. Einem Schneider, der vor Jahren oft vom Kornberg her ab der Stör kam, soll er öfters den Ellstecken unter dem Arm hervorgezogen haben.

Zu gewissen Zeiten erscheint der Geist auch als hagerer, langer Mann mit einem grauen, breitkrempigen Wollhut auf dem Kopfe. Mit heftigem Brausen, wie ein Sturmwind, fährt er gegen die Leute und reisst ihnen die Hüte weg. Vom Wegkreuz an hockt er ihnen auf den Rücken und lässt sich bis zu den ersten Häusern des Dorfes tragen.

Einst wollte ein Fricker Bauer, der in Oberfrick etwas zu tief ins Weinglas geguckt hatte, zu später Nachtstunde über das Ebnet heim. Bei der Höhe stach ihn der angetrunkene Mut, und er forderte den Geist heraus: «Chumm, wenn d' öppis bisch, du Ch . . .» Da stand plötzlich vor ihm ein riesengrosser Geistlicher in einem langen Schwarzrock, das Läppchen um den Hals und einen Dreispitz auf dem Haupte, wie die Ortspfarrer vor zweihundert Jahren einhergingen. In der Angst bekreuzte sich der Mann wortlos, und der Geist verschwand augenblicklich wieder, ohne den Bauern zu belästigen. R. II/32.

Homberg-Thierstein

Untergang der Homburg

Als im Jahre 1356 bei dem grossen Erdbeben die Stadt Basel und viele Burgen des Sis- und Frickgaus zusammenstürzten, da brachen auch die beiden Fricktaler Grafenburgen Homberg und Thierstein unter mächtigem Getöse zusammen. Der Herr auf Homberg war gerade hinüber ins Baselbiet geritten, um einen befreundeten Ritter für sein neugeborenes Knäblein zu Gevatter zu bitten. Auf freiem Felde überraschten ihn die furchtbaren Erdstösse. Voll banger Ahnung kehrte er sein Pferd um und jagte in gestrecktem Galopp wie ein gehetztes Wild zurück zu seiner Burg. Kaum erkannte er die Stätte wieder, wo einst sein Haus gestanden. Statt der mächtigen Türme und des schlanken Pallas erblickte er ein wirres Durcheinander von Steinen und Schutt, und kein Lebewesen war weit und breit. Wo waren seine Frau, sein Kind? Alle Mauerreste erstieg er und rief die geliebten Namen; auf den Trümmern am Berghang suchte er. Vergebens. In dunkler Verzweiflung setzte er sich schliesslich auf einen Stein und liess seinen Tränen freien Lauf. Da, was war das? Rief nicht jemand? Aus der Ferne war ein schwacher Laut an sein Ohr gedrungen.

Gespannt liess der Ritter seine Augen umherschweifen. Und jetzt hörte er deutlich das Weinen eines Kindes. Er folgte den Lauten, und — o Wunder — mitten in einem reifenden Kornfeld fand er seine Frau ruhig im Bette liegend, das unversehrte Knäblein in den Armen. Eben schlug sie verwundert die Augen auf, als der Ritter sich über beide neigte. Während Türme und Mauern mit Getöse über die Felsen stürzten, war das Rollbett, behütet von guten Engeln, sanft über den Rücken des Berges in die Felder von Oberfrick hinuntergerollt. In überströmender Dankbarkeit machte der Burgherr alles Land, soweit das Bett gerollt war, auf ewige Zeiten zehnten- und bodenzinsfrei. Diese Strecke, die vom Berg bis ins Tal hinab solches Recht empfangen, heisst «die Sesseln».

Volksmund und R. II/87.

Der grosse Sprung des Grafen von Homberg

Auf einer sanften Anhöhe über dem Dorf Wittnau steht eine winzige Kapelle. An ihrer Vorderfront prangt ein altes, in Holz geschnitztes Bild, das den hl. Ritter Martinus auf weissem Schimmel darstellt. Von dieser Kapelle erzählt man sich folgende Gründungsgeschichte:

Einst wurde die Homburg von Feinden hart bedrängt. Wohl trotzten Mauern und Türme den ungestümen Angriffen; doch ein anderer Feind grinste im Innen, der Hunger. Vergebens schaute der Turmwart nach allen Seiten aus; kein Heer nahte zum Entsatze. Da, in höchster Not, bestieg der Graf von Homburg vor aller Augen einen schneeweissen Schimmel und gelobte, er wolle da, wo er mit dem Pferde niedersetze, eine Kapelle bauen und sie mit Ewiggeldern reich ausstatten, dass sie den fernsten Zeiten erhalten bleiben solle. Hierauf tat er den gewaltigen Sprung und landete in den Feldern oberhalb Wittnau. Rasch sammelte er seine Bauern um sich, fiel dem Feind in den Rücken und entsetzte die Burg. Die Kapelle liess er später bauen. R. II/117.

Die lederne Brücke

Die Homburg wurde einmal belagert. Tag und Nacht rasselten die Sturmleitern, und die Besatzung kam in grosse Not; wenn keine Hilfe kam, war sie verloren. Vergebens versuchte man, Boten an benachbarte Freunde zu senden; wer in der Nacht auf den Schleichpfaden die Burg verliess, hing am Morgen unfehlbar an der grossen Linde des Grabens. Da tauchte eines Tages auf der Burg ein fahrendes Schneiderlein auf. Woher es kam, wusste niemand. Es erbot sich, Hilfe heranzubringen. Der Burgherr lachte zwar ob der verhutzelten Gestalt; doch ging er darauf ein. Das Schneiderlein bat, man möge ihm eine Armbrust spannen; hierauf zog es einen zusammengerollten Spinnenfaden aus der Tasche, wikkelte das eine Ende blitzschnell um den Bolzen und schoss diesen gegen

die Burg Thierstein hinüber. Wie eine Spinne kletterte es hierauf dem Faden entlang und langte wohlbehalten am jenseitigen Ende an. Es wusste nun den Thiersteinergrafen zu bewegen, dass er Hilfe schickte, und bald waren die Feinde verjagt.

Um sich jederzeit helfen zu können, liessen die Grafen in der Folge zwischen ihren Burgen eine lederne Brücke errichten. Das Schneiderlein war aber nach der Tat verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Volksmund.

Der Schweinereiter auf Thierstein

Es sind wohl über hundert Jahre her, seit einst einige Burschen in Begleitung eines älteren Mannes einen Vorsprung des Homberges erstiegen, welcher Weingarten heisst. Hier, im ehemaligen Rebberg des Thiersteinergrafen, beabsichtigten sie, einen längstvermuteten Schatz zu heben; ihr bejahrter Führer sollte dazu den Teufelsbeschwörer machen. Nachdem er unter Verschwörungen und Gemurmel den Platz bestimmt hatte, stellte er darauf ein Fass, dem er unten den Boden ausgeschlagen hatte. Sobald der Schatz aus der Erde hier hereingerückt sei, — sagte er — müsse man das Fass eiligst zuschlagen und bergabrollen; dabei solle man sich aber vor allem vor jedem Schwatzen und Lachen hüten. Während er nun aus einem Zauberbuche verschiedene Formeln murmelte, kam ein wunderlich gekleideter Mann auf einem Schwein dahergeritten. Der Rücken des Tieres war wie ein Kochkessel gestaltet. In diesem rührte der Reiter mit einer hölzernen Kelle unaufhörlich unter komischen Gebärden herum und fragte dazwischen, ob denn die Schlossleute, für die er den Hochzeitsbrei koche, schon vorübergekommen seien. Ueber diese alberne Frage lachten die Schatzgräber laut auf. Noch lauter und entsetzlicher war aber das Zorngeschrei, in das nun der Reiter ausbrach. Darüber fielen die Leute vor Schreck wie tot zu Boden. Erst am Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und suchten den Heimweg. Der Teufelsbeschwörer aber war verschwunden, und erst ein paar Tage nachher fand man ihn unter den Wurzeln einer alten Föhre mit verwildertem Gesicht und gestörtem Geist.

Einige Jahre später weideten Oberfricker Hirten in der Nähe der Schlossruine Thierstein. Da trat ein unbekannter Mann zu ihnen und bat sie, sie möchten ihm eine schwere Eisenkiste aus einem finstern Ort heraustragen helfen. Sie dürfen aber dabei nicht lachen, sonst könnten sie leicht Schaden nehmen. Die Hirten halfen unverzüglich. Kaum hatten sie aber die Kiste gefasst, als ein gar närrisch gekleideter Mann dahergeritten kam. Da vermochten sie das Lachen nicht mehr zu verbeissen und platzten los. Da raste der Reiter mit entsetzlichem Zorngeschrei ringsum und verschwand. Die Hirten aber fielen halbtot zu Boden. Als sie wieder zu sich kamen, lagen sie bei ihrem Vieh, das ruhig weidete.

Volksmundund R. I/100.

Raufende Geister am Thiersteinberg

Ein Bursche aus Wittnau kam einst in später Nachtstunde auf dem Weg, der durch die Einsattelung zwischen Homberg und Thierstein durchführt, herunter. Als er aus dem Walde heraustrat, bemerkte er zwei struppige Kerle, die sich in der Wiese balgten. Einer schrie dem andern zu: «Hettsch dier selige Muetter Helena gfolget und nit dim verdammte Vater Xaver.» Der junge Mann schaute ihnen lange zu, wagte aber nicht, die unheimlichen Gesellen anzureden. Heimgekommen berichtete er den Vorfall dem Pfarrer von Wittnau; dieser riet ihm, das nächste Mal die Erscheinung anzureden, vorher aber ja nicht zu versäumen, das Weihwasser zu nehmen.

Kurze Zeit darauf ging unser Bursche wieder den gleichen Weg, und richtig sah er die Beiden wieder im Grase sich balgen. Keck fragte er, was sie hier zu tun hätten, und bekreuzte sich dabei. Der grössere der Raufer entgegnete ihm, er solle sich am nächsten Fronfasttage, nachts 12 Uhr, mit Pickel, Schaufel und Schubkarren hier einfinden; hierauf verschwanden beide.

Als der Bursche sein Erlebnis am folgenden Tage dem Pfarrherrn erzählte, gab ihm dieser den Rat, dem Verlangen Folge zu leisten, doch wolle er ihm vorher die verlangten Werkzeuge segnen.

Als die besagte Nacht erschien, stand der Bursche wohlausgerüstet an der Spukstelle. Schlag 12 erschien der grössere Geist und deutete ihm stillschweigend, zu graben. Etwa zwei Meter unter dem Boden stiess er auf Knochen. Der Geist deutete, sie auf den Karren zu laden und ihm zu folgen. Wortlos schritt der Bauer hinter dem rasch Schreitenden bis auf den Kirchhof von Wittnau. Dort musste er die Gebeine unter dem Kreuze vergraben. «Du hast mich erlöst», sprach der Fremde, als der letzte Schaufelwurf getan war, «habe Dank!» Einst war ich Knecht auf der Thiersteinburg. Gegen den Willen meiner frommen Mutter, weil mich das wilde Leben lockte, hatte ich mein Elternhaus verlassen. Eines Morgens versalzte ich den Hunden das Fressen. Statt zu jagen, liefen sie mit lechzenden Zungen dem Talbächlein zu, um den Durst zu löschen. Der erzürnte Schlossherr, der sich um sein Vergnügen betrogen sah, erschlug mich auf der Stelle. Seither hatte ich keine Ruhe, bis meine Knochen in geweihter Erde ruhten. Leb wohl!» Zum Abschied reichte ihm der Bauer statt der Hand den Schaufelstiel, und er tat klug daran; denn tief eingebrannt sah man nachher den Handabdruck des Geistes im Holz. Hierauf verschwand die Erscheinung. Die Schaufel soll noch vor 50 Jahren in Wittnau gezeigt worden sein. Volksmund.

Die Schlossmusik der Homburger

In einer mondhellen Nacht, zur Erntezeit, stieg Josef Hochreuter von Wittnau aus dem Baselbiet über den Homberg nach Hause. Wie er auf

die Höhe kam, fand er den Berg durch einen schnurgeraden Lebhag gesperrt. Während er den langen Hag anstaunte, trug ihm der Wind aus der Ferne die Töne einer rauschenden Musik zu. Als sie näher kam, glaubte er, deutlich die Klänge eines mächtigen Marsches zu vernehmen. Erwartungsvoll stellte er sich am Hag auf und blickte der weissen Heerstrasse entlang. Bald unterschied er einen mächtigen Zug, der geräuschlos dahergeweht kam. Voraus schritten kleine Knaben, auf welche grössere folgten, dann kamen noch grössere, dass es lustig anzuschauen war. Jedes Paar schritt, die Strassenmitte freilassend, hart am Lebhag hin. Die Junkerlein waren überaus sauber gekleidet und trugen, soweit Hochreuter in der Dunkelheit unterscheiden konnte, alle weisse Linnenhosen und schwarze Röckchen. Ihnen folgte eine Schar von Männern, alle schwarz gekleidet, und hierauf zahlreiche Musikanten, welche im Vorüberziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig bliesen. Jetzt kam eine geschlossene schwarze Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt, deren reiche Kleider durch die Fenster schimmerten. Gleich hinter der Kutsche trippelte eine Schar niedlicher Mädchen in weissen Kleidern, ihnen folgten immer grössere und grössere, alle in weissen Röcken, und eine Schar schwarzmanteliger Frauen schloss endlich den Zug. Das alles kam so zierlich und leicht einher, dass man keinen Schritt, keinen Hufschlag, kein Rollen der Räder vernahm, nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Keine Staubwolke wirbelte dem Zug nach, just wie wenn alles im frischgefallenen Schnee ginge. Was aber das seltsamste war: Heerweg und Hecke senkten sich am Ende der Ebene nicht mit dem abfallenden Berg hinunter, sondern liefen, wo die Tiefe begann, geradeaus, gegen das Schloss Reichberg hinüber, die beiden Burgen geheimnisvoll verbindend. Dies alles sah Hochreuter beim klarsten Sternenschein. Als er aber weiter gegen das Ende des Berges vorlief, um dem verschwindenden Zuge nachzuschauen, trat plötzlich eine undurchdringliche Finsternis ein und verschlang Prozession, Hag und Strasse. Zugleich brach ein so furchtbares Unwetter los, dass Hochreuter nur mit Mühe und Not und unter Aufbietung aller Kräfte gegen Morgen den Weg ins Dorf zurückfand. Hätte er seine Schuhe vertauscht, wären ihm diese Mühsale erspart geblieben. R. I/131, Volksmund.

Die Hochzeit des Reichbergers

Diesem Zug und der Schlossmusik der Homburger gibt man folgenden Ursprung: Der Herr auf Reichberg liebte das Weib des Homburgers aufs heftigste. Doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und jedermann, und so blieben beide Schlossnachbarn gute Freunde und machten manches Spiel und manche Wette miteinander. Einmal stritten sie in fröhlicher

Gesellschaft über den Sinn der Redensart: Einen hinters Licht führen. Keine der versuchten Erklärungen schien die anwesenden Damen zu befriedigen. Da anerbot sich der Reichberger, eine gute Erklärung zu bringen, wenn man das nächste Abendessen so abhalten wolle, wie er vorschlage. Man ging lächelnd auf den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Stunde sass also der Homburgergraf tafelnd am offenen Fenster seiner Burg. Eben stellte seine Gemahlin die letzte Kerze auf den Tisch, gerade vor das Gesicht ihres vegnügten Gemahls. Da hörte man drüben vom Nachbarschlosse einen Knall, und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen zu Boden. Der Reichberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durch das Schlossfenster herein erschossen und seinem Weibe gezeigt, wie man einen hinters Licht führt.

Der Hochzeit, die darauf der Reichberger mit der Witwe hielt, ging ein prunkvoller Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kindern erschienen. Und in derselben Weise, wie sie damals auf dem Berg einherzogen, müssen ihre Seelen heute noch fahren.

Immer wieder hört man diese Musik, und der alte Kirchmeier zu Wölflinswil will sie, so oft ein Gewitter im Anzug war, auf den Wölflinswiler Feldern, also wohl eine Stunde weit, mit aller Macht vernommen haben. R. I/131, Volksmund.

Die Homburger Herrenkutsche

Auf dem Buschberg, mitten in einer weiten Waldwiese, liegt eine Kapelle, die seit alten Zeiten als Wallfahrtsort, nicht nur von den Fricktalern, sondern auch von Leuten aus dem Schwarzwalde, viel besucht wird. Daran vorbei geht ein Weg zum Lindberg hinüber und ehemals führte von dort aus eine lederne Brücke auf den Reichberg hinüber. Dieser Weg heisst das Herren- oder Grafenweglein. Tritt Unwetter ein, so erscheint hier, begleitet von schmetternder Musik, die Herrenkutsche, in welcher die Ritter zu Besuch auf den Reichberg fahren.

Vor hundert Jahren hüteten hier einige Wittnauer Buben ihr Vieh. Wie sie gelangweilt im Schatten eines Baumes lagen, wurden sie auf einmal durch Klänge einer Musik aufgeweckt. Wie sie noch im Halbschlummer ihre Augen rieben, erblickten sie eine Kutsche, die in langsamem Trabe auf sie zukam. Ein Kutscher in blutroter Uniform, an der alle Knöpfe glühten, lenkte vier Schimmel. Wer in der geschlossenen Kutsche sass, konnte man nicht sehen. Eben kamen sie gegen das Gatter des Hages hin, der die Weide umschloss. Dienstfertig sprang einer der Jungen voraus, um zu öffnen. Er hoffte für diesen Dienst auf ein schönes Trinkgeld und klammerte sich sofort an der Kutsche fest, um das Geschenk an der nächsten Felswand, wo man halten würde, in Empfang zu nehmen. Allein, es wurde Abend, und immer war der Kamerad noch nicht zurückgekehrt. Besorgt suchten ihn die anderen rings um den Berg.

Schliesslich entdeckten sie ihn, er hing hoch über ihren Häuptern, im Wipfel einer alten Eiche, mit den Füssen in deren Aeste verwickelt.

Besser kam ein anderer Wittnauer Bursche weg. Er ging einigen Schnittermädchen entgegen, die die Woche über im benachbarten Baselbiet mitgeholfen hatten und nun am Samstagabend in ihr Dorf zurückkehrten. Oben auf dem Buschberg sah er eine Kutsche quer über die Ebene fahren. Er beeilte sich, sie einzuholen. Trotz seiner Leichtfüssigkeit konnte er sie aber nicht mehr erreichen. Er streifte gerade mit dem Hemdärmel das hintere Wagenrad, da stieg das Gefährt über die Gipfel des Tannenwaldes empor, und er hatte das Nachschauen. Dazu erhielt er noch einen Denkzettel. Als er am andern Morgen aufstand, war sein Kopf maltergross angeschwollen. R. I/24.

Die Homburger Schlossjungfrau

Tief im Innern des Homberges sollen mächtige, gewölbte Keller liegen, wo der Wein heute noch in ledernen Fässern frisch und kühl liegt wie vor 600 Jahren. Von dort aus führt der unterirdische Gang zur benachbarten Reichberg hinüber. Hier unten liegt auch der Schatz des längst verblichenen Grafengeschlechtes. In einer schweren, eisenbeschlagenen Truhe ruhen die Kostbarkeiten und Halsbänder, die einst die schlanken Hälse der Burgfrauen und Edelfräulein bei Turnier und Reigen zierten. Hüterin des Schatzes ist die Schlossjungfrau. Als schwarze Katze liegt sie auf der Truhe, und ihre Augen glimmen in verhaltenem Feuer. In dunklen Sturmesnächten steigt sie herauf und irrt als weissgekleidete Jungfrau wehklagend durch die Trümmer der Burg.

Vor vielen Jahren lockte die Gier nach dem verborgenen Gelde einige Wittnauer Burschen in dunkler Föhnnacht auf den Berg. Mit Schaufel und Pickel wollten sie den Weg nach den verschütteten Gewölben suchen. Da, auf einmal stand eine weissgekleidete Gestalt vor ihnen und redete sie in seltsam alter Sprache an. Sie verhiess ihnen alle Reichtümer, wenn einer von ihnen diese Nacht bei ihr bliebe; sie möchten nun darüber das Los werfen. Doch keiner hatte Lust dazu; sie liessen ihr Geschirr liegen und flohen in mächtigen Sprüngen den Berg hinunter. Gellend tönte ihnen das Wehgeschrei der ruhelosen Schlossjungfrau nach. Seither wurde sie nie mehr gesehen. Volksmund, R. I/261.

Wittnau

Der Geistmüller

Noch zu Grossmutters Zeiten hiess man den schneeweissen, achtzigjährigen Müller auf der Wölflinswiler Mühle den Geistmüller. Er hatte seinen Namen nachfolgendem Erlebnis zu verdanken:

In jungen Jahren besuchte er einmal den Fricker Markt. Wider Erwarten konnte er seine Ochsen gut verkaufen, trank hierauf auf dem Heimweg mehrere Gläser über den Durst und wollte, etwas unsicher auf den Beinen, in ziemlich später Nacht heim. Statt der Strasse zu folgen, geriet er auf den Weg, der durch die Blumatt nach Wittnau führt und kam so über das sogenannte Geistwegli. Da fiel es ihm ein, dass man sich von dieser Stelle im ganzen Oberfricktal allerlei seltsame Spukgeschichten erzähle; in seiner Weinlaune schlug er mit dem Stocke auf den Boden und forderte den Geist heraus, er wolle ihn erlösen. Plötzlich stand eine Gestalt in grüner Jägerkleidung vor ihm. Der erschreckte Müller nahm hierauf eiligst Reissaus und rannte atemlos nach seiner Mühle. Die Frau, als sie den schreckensbleichen Mann sah, wollte wissen, was passiert sei, er aber verschwieg es ihr und suchte sein Lager auf. Kaum lag er im Bette, klopfte es ans Läufterlein, und eine hohle Stimme rief: «Komm, komm!» Er richtete sich auf und erkannte im Mondlicht den grünen Jäger vor dem Fenster. So ging es auch in der folgenden Nacht. Der Grüngekleidete liess ihm keine Ruhe. In seiner Bedrängnis wandte sich der Müller an den Ortspfarrer, und dieser gab ihm den Rat, der Erscheinung das nächste Mal zu folgen, und gab ihm dazu seinen Segen. Als die Erscheinung in der nächsten Nacht wieder rief, folgte er ihr. Sie schritt ihm voran bis zum Geistweglein und von dort zum Thiersteiner Waldbächlein. Hier blieb die Gestalt stehen und erzählte: «Vor Jahrhunderten bin ich Hundewärter gewesen beim Grafen von Thierstein, als sein Schloss noch droben am Berg stand. Einmal hatte mein Herr ein grosses Jagen angekündigt, und zahlreich traf der Besuch auf dem Schloss ein. Aber ich hatte gerade an diesem Tage den Hunden das Fressen versalzen, und wie man sie nun abliess, jagten sie zusammen diesem Bächlein zu. Statt das Wild aufzuspüren, blieben sie wasserlappend hier liegen. Ich wandte alles an, sie auf die Fährte zu bringen. Ich gelobte in meiner Angst sogar eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, alles half nichts. Da kam der Graf heran, sah, wer ihn um das Vergnügen des Tages gebracht hatte, und, nicht mehr Herr über seinen Zorn, schoss er mich mit einem Pfeile nieder. Seither muss ich ruhelos wandern, bis mich jemand erlöst, der die versprochene Wallfahrt für mich unternimmt.» — Der Müller machte wirklich im nächsten Frühjahr die Wallfahrt nach Einsiedeln. Kaum war er wieder daheim, so stand jener Weidmann wieder vor seinem Fenster und bat ihn, mitzukommen. Die Gestalt war, wie zum Zeichen der beginnenden Sühne, weissgekleidet gekommen, und dies gab dem Müller den Mut, auch diesmal zu folgen. Der Weg ging wieder jenem Bächlein in der Sulzmatten zu. An der gewohnten Stelle hielt der Geist und sprach: «Hier ruhen meine Gebeine, da hat der Graf mich verscharren lassen; bezeichne dir diese Stelle, damit du meiner Asche ein ehrliches Begräbnis geben kannst.» Als dies der Müller versprochen hatte, wurden ihm noch

drei Wünsche freigestellt, darunter auch der, ob er nun sogleich mit dem Erlösten im Himmel sein wolle. Dazu fühlte sich der Müller nun allerdings noch zu jung und schlug es aus. Dankend verschwand der Erlöste. Als nun der Müller am Morgen aufsteht, sehen die Seinen mit Erstaunen, dass er über Nacht eisgrau geworden ist. Aber seit jener Zeit nimmt sein Wohlstand rasch zu, er wird sehr reich und stirbt in hohem Alter. Weil aber sein Weib die ganze Geschichte ausplauderte, so bekam er, seiner weissen Haare wegen, allenthalben den Namen Geistermüller.

Die Leiche des Jägerburschen ist am Geistweg ausgegraben und auf dem Kirchhof in Wölflinswil beerdigt worden. Gleichwohl kann man noch jetzt in jeder Stunde der Nacht auf dem Thiersteinberg und in der unterhalb gelegenen Sulzmatten Hundegebell und Hornstösse hören, als wäre dort eine grosse Treibjagd in Bewegung. R. I/202.

Der Bohäldler

Von Wittnau gegen Wölflinswil zieht sich dem Abhang des Altenbergs entlang die Bohalde, eine schöne Waldung. Quer über den Berg, bis hinunter in den Oerken führt die Banngrenze der beiden Gemarkungen. Um diese Grenze entspann sich vor Zeiten ein heftiger Streit. An manchen Stellen waren die Bannmarken verschwunden. Um die Grenze nach Weisung der alten Bannbeschreibung wieder in Ordnung zu bringen, erschienen eines Tages die Männer beider Gemeinden und setzten gemeinsam die frischen Steine. Bei jedem neuen Bannstein wurde nach alter Sitte je ein Bube der anwesenden Jugend tüchtig ausgewalkt, damit er sich noch bis ins hohe Alter genau an die Stelle erinnere. Die neuen Bannsteine liefen auf dem Berg nach der Abmachung nun schnurgerade auf den Kirchturm von Wittnau zu. Der gegenwärtige Lauf der Grenze ist aber ganz anders, und daran ist der Bohäldler schuld, ein Mann, der damals Sigrist und Vogt von Wittnau war. Schon in der folgenden Nacht grub er die neugesetzten Marksteine wieder aus und stellte sie so, dass den Wölflinswilern ihr Bannteil um viele Jucharten geschmälert wurde. Als sie dagegen klagten und einen Augenschein verlangten, fanden sie an der Stelle ihres ersten Weissteines bereits einen prächtigen Birnbaum vor, den der Betrüger hier eingesetzt hatte, und dadurch war die sichere Richtung für alle folgenden Marksteine verloren. Aus Rache nannten die Wölflinswiler in der Folge den trügerischen Vogt Bohäldler. Als in späteren Jahren sein Gewissen erwachte, fand man ihn eines Morgens erhängt an den Stricken der Kirchenuhr. Daher neckten die Wölflinswiler die Wittnauer in früheren Zeiten etwa mit dem Gruss: «Hängt der Bohäldler noch am Zeitstein oben?» Auch Oerkensünder und Balmenrainsünder wurden sie wegen dieser Geschichte gescholten, und solcherlei Namen, die die Wittnauer natürlich auch nicht schuldig blieben, führten oft zu bösen Raufereien zwischen den beiden Gemeinden. R. II/221.

Nächtlicher Hund im Balmenrain

Vor Jahren wollte ein Wittnauer auf den Maienmarkt nach Aarau. Morgens um 2 Uhr verliess er das Dorf und benützte den Waldweg, der dem Rande des Gehölzes entlang über Balmenrain—Bohalde nach Wölflinswil führt. Stockdunkle Nacht lag über dem Tal, und der Mann hatte Mühe, den Weg zu finden. Wie er so dahinschritt und für sich sinnierte, hörte er auf einmal ein fernes Rauschen, wie wenn jemand einen Sack durch dürres Laub schleife. Das Geräusch kam immer näher und schwoll gewaltig an, und es schien, als würden tausend Ketten hin- und hergeschleift, und wie er zum Zwerenweg kam, lag da ein mächtiger schwarzer Pudel quer im Pfad und glotzte mit gewaltigen Pflugsräderaugen unheimlich in die Dunkelheit. Der Bauer, der sich zu Hause noch mit einem tüchtigen Schluck Kirschwasser gestärkt hatte, fürchtete sich nicht und stiess den Hund kräftig in die Weichen. «He du . . ., gang zum Weg us!» Da streckte sich das Tier und schwoll bis zu Mannshöhe an, fauchte fürchterlich, und aus seinen Nüstern stoben Funken. Jetzt wusste der Marktgänger, mit wem er es zu tun hatte, und gleichzeitig erinnerte er sich, dass er am Morgen vergessen hatte, das Weihwasser zu nehmen, also keine Möglichkeit besass, den Geist zu vertreiben. Was wollte er machen? Er setzte sich ans Bord und wartete. Das Tier lag regungslos vor ihm im Wege. Erst als von Wölflinswil her das Betzeitglöcklein bimmelte, verschwand das Tier. Der Mann soll von dort an den Balmenwegrain nie mehr benutzt haben. Seither wurde das unheimliche Rauschen von der Halde her noch oft gehört. Volksmund.

Das feurige Ross vom Brügglihof

Vom Brügglihof, unten am Oerkenbach, sahen nächtliche Wanderer früher einen grünen Reiter auf einem brandroten Pferd, dem ganze Garben von Feuerfunken aus den Nüstern stoben. In wildem Galopp raste die Erscheinung dem Fürberg zu und verschwand im Gehölz.

Zu gewissen Zeiten konnte man das rote Ross auch ohne Reiter unter den uralten Nussbäumen gegen Oberfrick weiden sehen. Volksmund.

Eine böse Hexe

Die folgende Geschichte hat mir meine Grossmutter erzählt, und sie hat versichert, sie sei selber dabei gewesen.

In der Gemeinde Wittnau trieb vor vielen Jahren einmal eine Hexe ihr Unwesen. Kam der Bauer am Morgen in den Stall, fand er das Vieh mit geflochtenen Schwänzen und halb erstickt vor. Nachts wurden die Leute vom Doggeli geritten, dass ihnen wind und weh wurde. Wollte man Milch kochen, wurde diese blutrot und sauer. Das Butterfass konnte

man stundenlang drehen, es gab keine Butter. Am schlimmsten aber erging es einem Brüderchen meiner Grossmutter. Das wurde von der Hexe unheimlich geplagt. Zuerst schrie es Nacht für Nacht, dann fing es an mit den Zähnen zu knirschen, bis diese bis auf die Kiefer abgeschliffen waren. Wollte man das Kind nicht sterben lassen, so musste die Hexe unschädlich gemacht werden. Gegen das verhexte Vieh wusste man Rat. Man stellte sämtliche Besen im Hause verkehrt auf den Stiel; dann musste die Hexe auf einem von diesen wieder unverrichteter Sache aus dem Stall reiten. Dem Vieh gab man ausserdem Agathenbrot in die Krippe. In das Butterfass legte man einen Benediktuspfennig aus dem Kapuzinerkloster Olten. Dem verhexten Kind aber konnte nur der Rechenmacher, ein altes Mannli aus Kienberg helfen. Den liess man also rufen. Er erschien eines Abends mit einem grossen Korb am Arm. Er befahl sämtliche Familienangehörige in die Stube. Dann legte er dem kranken Kinde betend die Hände auf. Hierauf entnahm er seinem Korbe drei spitze Messer und schlug sie im Namen Gottes, des Vater, des Sohnes und des Heiligen Geistes oberhalb der Türfalle ins Holz. Nun leerte er das Wasser des Knaben in eine Schweinsblase und hängte diese in den Stubenkasten. Darunter legte er drei Buchsbaumzweige vom Friedhof. Schliesslich verschloss er den Kasten und umwand ihn mit einem Seil, in das er drei Knoten schlug. Auf die Kastentüre malte er ein Dreieck. Nun sprach er ein starkes Gebet. «Die Hexe muss nun kommen, ihr dürft ihr aber weder öffnen, noch antworten», erläuterte der Mann. Richtig vernahm man auch bald schlurfende Schritte rings um das Haus, und schliesslich flehte eine weibliche Stimme jammernd um Einlass. Vergebens. «Morgen wird sie wieder kommen und etwas entlehnen wollen, gebt ihr aber nichts, sonst bin ich verloren. So wie diese Schweinsblase abdorrt, wird das Weib abmagern und absterben; aber auch der Knabe wird sterben, doch wird er die ewige Seligkeit erlangen.» Dann packte der Rechenmacher seinen Korb wieder zusammen und verschwand, ohne irgend eine Entschädigung anzunehmen.

Am folgenden Morgen stand in der Frühe eine Nachbarin in der Küche und bat um Gottes Willen um ein wenig Salz. Die Urgrossmutter soll sie ziemlich grob fortgemustert haben. Dieser Hexe erging es so, wie der Rechenmacher vorausgesagt hatte, sie kränkelte, wurde von Tag zu Tag gelber, schrumpfte ein und starb. Auch der Knabe war nach einiger Zeit eine Leiche. In Wittnau hatte man aber seither Ruhe vor Hexen.

Volksmund.

Grossmutter spukt in der Küche

In einem Bauernhause war die Grossmutter gestorben. Drei Tage nach der Beerdigung kam die Magd des Hauses, eine Schwarzwälderin, vom Herde weg und meldete: «Die Grossmutter ist auch wieder da, draussen

in der Küche steht sie und starrt vor sich hin, wie wenn sie etwas suchte!» Anfänglich glaubte man den Worten nicht, doch schon am folgenden Tag erschien die Verstorbene wieder um die gleiche Zeit. So ging es mehrere Tage. Schliesslich fragte man den Pfarrer, was da zu machen sei. Dieser gab den Rat, die Magd solle das nächste Mal die Erscheinung anreden und sie fragen, was sie suche. Als am folgenden Tage die Grossmutter wieder erschien, fragte sie die Magd herzhaft: «Grossmutter, was willst?» «Es Bä-Bä-Bälleli Anke, im Sant Fridli z'Säckige», antwortete diese und hieb dabei der Fragerin eine so tüchtige Maulschelle, dass ihr Hören und Sehen verging. Am folgenden Tag war ihr Kopf maltergross angeschwollen und krebsrot geworden. Als man hierauf eine tüchtige Balle Butter an das Stift Säckingen schenkte, kam die Erscheinung nicht mehr. Volksmund.

Bau der Kirche

Die alte Wittnauer Kirche wurde von den Schweden verbrannt. Nur noch der massive Turm blieb zum Teil stehen. Als die Gemeinde zum zweiten Male an den Bau einer Kirche ging, suchte man sich einen andern, nach der Ansicht der Leute geeigneteren Platz aus. Man bestimmte dazu einen an der linken Bachseite gelegenen Hügel, von dem aus man die Rebberge hinaufsteigt. Er heisst noch heute Kirchgasse.

Das ganze Dorf war emsig bei der Hand, half den Grund ausgraben und Holz und Steine hinaufführen. Nun brauchten nur noch die Zimmerleute das ihrige tun, so musste die Kirche vor dem Lukastag unter Dach sein. Doch gerade als diese mit ihrer Arbeit beginnen wollten, ging alles schief. Die neuen Mauern spalteten sich, sogar die Fundamente rutschten. Zuletzt sah man sich genötigt, die Arbeit einzustellen und auf den alten Kirchplatz im Dorf zurückzukehren. Dort wurde die alte Kirche wieder aufgebaut, mit plumpem Käsbissenturm und dem Storchennest auf dem First. Dieses soll den gefährlichen Blitz abhalten. Die Mauern wurden rot angestrichen, das sollte an den früheren Brandschaden erinnern. Jetzt sind sie längst grauweiss.

Als die Franzosen einmal hier plünderten, stürzten sie die grosse Glocke zum Schalloch hinaus, das kleine Messglöcklein aber, das sie hängen liessen, ist weit herum bekannt und viel mehr wert — sein Schall vertreibt die Hagelwetter. Gleich der alten Kirche wurde die neue dem heiligen Martin geweiht. Volksmund.

Martinsbrunnen und Martinslauf

Dem heiligen Martin sind im Gemeindebann Wittnau noch andere Orte geweiht. Durch eine Schlucht, die vom Farental auf den benachbarten Homberg führt, steigt man zur Martinsgasse empor. Von all den

20 Bächlein, die mit lautem Brausen vom Abhang des Berges in diese Enge niederstürzen, ist der bekannteste der Martinsbrunnen. An ihm haben einmal die Bergjungfrauen gehaust, mildtätige, schöne Jungfrauen, die das Weidvieh vor den Wölfen bewahrten und den Hirten süsse Kuchen und frische Brote an die Weidgatter legten.

Beim alljährlichen Flurumgang im Mai liefen früher die Knaben um die Wette voraus, um sich den ersten Trunk aus diesem Bergquell abzugewinnen. Die Nachbarn fanden diesen Brauch der Wittnauer auffallend, und sie behaupteten, das Wasser dieses Brunnens mache die Leute toll, und wenn sich etwa ein Wittnauer früher in einer Nachbargemeinde etwas laut und temperamentvoll aufführte, so höhnte man: «Hesch ab s'Martis Brunne gsoffe, as so brüelisch?» Volksmund.

Wölflinswil

Von der Gründung des Dorfes

Der erste Ansiedler soll «Wülflin» geheissen haben. Sein Hof stand unten im Oerken. Später bauten auch seine Söhne dort ihre Häuser, so dass ein kleines Dorf entstand. Da aber diese Siedlung in Kriegszeiten immer rasch entdeckt wurde und durch Plünderung und Brandschatzung viel zu leiden hatte, haben sich die Leute später weiter oben, an geschützter Stelle, angesiedelt, da wo heute Wölflinswil steht. Einer dieser Bauern gründete auf dem Bühl den obern Hof, so entstand Oberhof.

Volksmund.

Wo d'Chille boue worden isch
(Wölflinswiler Mundart)

Früener isch bi eus no ke Chille gsi und d'Wiler und d'Oberhöfler hei müesse uf Oltige hindere oder uf Frick aabe z'Chille. Me seit hütigstags no imene Wäg gege Frick aabe dr Totewäg, will si ame mit de Totebäum dört duure z'Grab si. Das isch wit gsi und im Winter echli übelzitig, und mängs alts Wibli het müesse deheim blibe, und bi mängem isch der Pfarrer mit em Verseh z'spot cho. Do si sie rötig worde, si wölle en eignigi Chille boue. Deismol isch scho e chlis Schlosschäppeli gstande, do wo jetz d'Chille no stot. Di neu Chille hei sie wölle boue uf em Chilchmettrai. Aber seviel Stei und Bouholz si am Tag hääre gfüert hei, morndrigs isch alls äwäg gsi und dört, wo jetz d'Chille stoht, gläge. Dernoo hei se si halt dört baue, wo sie jetz stoht.

Volksmund, auch R. II/299.

Vom Schaleme
(Wölflinswiler Mundart)

Dr Schaleme isch Pfarrer gsi z'Wil, vor mänge Johre. D'Lüt säge hüt no, dein Heer heig meh chönne weder Brot ässe. I deine Johre heis d'Lüt lang guet g'ha, nie hets g'haglet, nie isch dr Bach überloffe, dr Schaleme het s'Wätter chönne hi schicke wo-n-er het wölle, uf Chienberg duure oder in d'Schwyz ue. Dözmole isch s'Obs alli Johr groote, Frucht hets gäh, as es e Freud gsi isch, und im Herbst si si chum fertig worde mit drucke, e so hets Wi geh. Dein Pfarrer het aber au chönne Geischter banne und Hexe verjeucke. Einisch sig er ufene Eiche ue und heig afe schüttle, do heigs Doublone und Nüntaler gregnet bis gnueg. Er het au chönne es Loch dur ne Schtrauwelle dure brenne, ohne as si acho isch, und der Tüfel het em müesse folge wie ne Schuelerbueb. Wenns einisch brennt heig, so sig er wie ne Verruckte, wie wüetig drümol um s'Huus umme gsprunge und heig dr Agetesäge ufgseit, und do sig s'Für uf einisch cherzegrad ufgstande und derno eismol usglösche. Einisch, immene heisse Summer, het der Blitz in Chilleturn gschlage. Es het leschterli gchlöpft, aber süscht hets kei Schade geh. Do drüberabe het en Ma am Chillhaltig der Donnerstei gfunde. Wemme de immene Mäntsch a d'Stirn druckt het, sen isch er umbürzlet und mustot gsi. Der Schaleme isch aber gleitig derhär z'fäcke cho und het dem Bur de Stei wieder gnoh und het en wieder i Chilleturn igmuret.

So verzellt me Stückli vonem. Volksmund, R. II/148.

Das Dorftier oder der Bachpflotschi

Unter diesen Namen ist in Wölflinswil und Oberhof ein schlimmer Wetterprophet bekannt. Immer folgt Unwetter seinem Erscheinen. In Oberhof watschelt es vom Oberdorf nach dem Unterdorf, grunzend und klitschend. Es hat die Gestalt eines Schweines und wächst haushoch an. Bei der Säge verkriecht es sich unter der Brücke. Wer nachts darüber geht, sieht darunter zwei Mädchen sitzen.

In Wölflinswil erscheint das Tier bald als brandroter Fuchs, bald als schwarzer Hund mit Pflugsräderaugen. In einem Falle auch als Schwein. Gewöhnlich erblickt man es oberhalb der «Ochsenbrücke» im Bach, spritzend und fletschend. Oft kommt es aus der Oelegasse, überspringt den Bach unmittelbar unterhalb der «Ochsenbrücke» und folgt dem «Bodenweg». Oft kommt es auch herunter vom Kirchhügel und folgt dem Bodengraben bis in den Bach. Volksmund.

Der Stöckligeist

Die Kirche von Wölflinswil steht zwischen Pfarrhaus und Schule auf einem Hügel, der gegen Norden in eine von Felsen umrahmte Wiese ausläuft, die das Stöckli genannt wird.

Dort stand vor Zeiten eine Burg, und man soll davon vor Jahren noch Mauerreste gefunden haben. Ihr gegenüber an der Weisshalde steht das «Schlössli», ein mächtiges, dreistöckiges Haus, das vor einigen Jahren im untern Stock noch gotische Staffelfenster aufwies. Mit diesem Gebäude war das Stöcklischloss durch eine lederne Brücke verbunden.

Tief im Felsen liegt eine eiserne Kiste, prall gefüllt mit blinkenden Goldstücken. Daneben liegt ein mächtiger Pudel mit feuergleissenden Augen. Schon oft vernahmen die Leute im «Boden» sein nächtliches Knurren. In früheren Zeiten versuchten junge Burschen den Schatz zu heben, es ist aber noch keinem gelungen.

Aus dem Stöckli steigt oft ein blaues Männlein auf, oft ein weisses Schaf. Beide künden Unwetter an. Volksmund.

Die Frau in der Mühlematt

In der Mühlematt, oberhalb des Dorfes, wurde früher zu gewissen Zeiten eine Frauengestalt gesehen. Sie trug ein weisses Mieder und einen schwarzen Rock. Eine Flut gelber Haare verhüllten Schultern und Nacken. In der Hand hielt sie einen irdenen Krug. Suchend schritt sie über die Wiesen und verschwand plötzlich. Volksmund.

Die weisse Frau im Burg

Steile Felswände schimmern aus sattem Tannendunkel. Seltsame Pflanzen wuchern aus grauem Gestein. Einsame Füchse bellen in dunkler Nacht. Die Burg war einst ein gemiedener Ort. Greuel des Schwedenkrieges schrien hier gen Himmel, und nachts geht die weisse Frau um. In lichten Gewändern kommt sie vom «Klempen» herunter, lautlos schwebend. Wer sie sieht, muss sterben. Jungfrauen, die im Advent oder in der Fastenzeit geboren sind, bemerken sie selbst am lichten Tage.

Einst suchten Mädchen von Wölflinswil in jener Gegend wilde Himbeeren. Wie eines rückwärts schaute, stand dicht hinter ihm eine weisse Gestalt. Das Mädchen erschrak und floh nach Hause. Nach sieben Wochen trug man es zu Grabe.

Drei Männer im Oerken

Mein Urgrossvater führte einst eine Abteilung französischer Soldaten von Oberfrick nach Wölflinswil. In mondheller Mitternachtsstunde trat er den Rückweg an. Wie er hinunterkam zum grossen Birnbaum an der Schlinghalden-Ecke, hörte er in der Ferne lautes Gespräch und erblickte drei Männer, die das Oerkengässlein herunterkamen. Sie trugen weisse Hosen, rote Wämser und lange Mäntel. Die Köpfe bedeckten mächtige

Dreispitze. Lange weisse Bärte umrahmten die bleichen Gesichter. Ihr wildes, in fremden Lauten geführtes Gespräch, begleitet von leidenschaftlicher Geste, schwoll an zu heftigem Streit. Beim Oerkenbächlein verschwanden die Gestalten im Bach, und ein Lärm begann, wie wenn alle Frösche der Welt ihr Gequak erhoben hätten. Schnellen Fusses verliess der erschreckte Zuschauer den unheimlichen Ort.

Zur Schwedenzeit sind hier drei Soldaten von den im Hinterhalte liegenden Bauern überfallen und auf grausame Art zu Tode gequält worden. Ihre Leichen wurden im Bache verscharrt. Seither sind sie ruhelos und müssen alle Nächte wiederkommen, bis ihre Knochen in geweihter Erde beigesetzt werden. Volksmund.

Jagdgesellschaft im Oerken

Wenn jemand in den zwölf heiligen Nächten nach Weihnachten um Mitternacht beim Oerkenkreuz steht, sieht er mit dem letzten Schlag der Turmuhr von Wölflinswil vom Schloss Homberg her eine Jagdgesellschaft daherschweben. Weissgekleidete Männer auf schwarzen Pferden reiten geräuschlos vorüber, einer voraus mit einem mächtigen Horn an der Seite. Langsam verschwinden sie gegen Günschtlete und Fürberg hin. Volksmund.

Das Oerkentier

Von Wölflinswil aus talabwärts folgt das Strässchen eine Zeitlang der steilen Schlinghalde und durchläuft dann den einsamen Oerken, ein leicht hügeliges Gelände. Links steigt die Bohalde schroff an zum Altenberg, und rechts grüssen die Tannen des Fürberges. Recht still ist es, wenn man in später Nachtstunde durch den Oerken wandert, so recht die Stimmung, um alten Sagen nachzusinnen und um Geister zu sehen. Hier haust das Oerkentier. Sein Weg führt von des Jörlis Birnbaum an der Schlinghaldenecke bis zum Dreispitz, wo der Oerkenbach in den Wittnauerbach fliesst. Der Geist geht um als Tier oder Mensch. Unser alter Taglöhner hat uns Buben oft erzählt, er sei einmal spät mit einem Fuhrwerk talaufwärts gekommen. Auf einmal, beim Oerkenkreuz, standen die Pferde bockstill. Er habe aber schon gewusst was Lands, habe die Pfeife angezündet und sei dreimal um den Wagen geschritten, ohne ein Wort zu sprechen, dann habe er sich wieder auf das Gefährt gesetzt ohne zurückzuschauen. Er habe deutlich gehört, wie ein Hund unter dem Wagen hervorgekrochen sei und das Weite gesucht habe.

Als der alte Gipfer Mühleknecht einmal abends von der Kehre heimwollte, stand vor ihm quer über die Strasse ein herrenloses Ross. Er dachte sogleich an das Oerkentier und vorsichtig umging er daher das Pferd, ohne ein Wort zu sprechen. Wenige Schritt weiter aber hatte es

sich ihm schon wieder in den Weg gestellt, und abermals musste er es in gleicher Weise umgehen. So trieben beide ein stummes Spiel miteinander, bis sie zum Oerkenkreuz herunter kamen, wo der Geist verschwand. Der besonnene Müllerknecht hatte gewonnen. Manchmal hielt ihm das Gespenst auch unsichtbar die Räder seines Fuhrwerks an, alsdann umging er dreimal mit frischem Feuer, d. h. mit brennender Pfeife, wortlos den Wagen, und alsdann kamen die Tiere vom Fleck.

Auch in der Gestalt eines grossen Mannes erscheint der Geist und streift, von einem Hunde begleitet, dem Oerkenbach entlang auf- und abwärts. Als einst ein Wölflinswiler Bursche vom Kiltgange spät von Wittnau her durch den Oerken kam, stand plötzlich ein hoher, breitschultriger Mann, mit einem Knotenstocke in der Hand, neben ihm. Wie er freundlich grüsste, war die Gestalt verschwunden, und ein fürchterlicher Sturm brach los, der in der benachbarten Bohalde mehrere Bäume ausriss. Volksmund.

Der Schwede im Oerken

Bei des Jörlis Birnbaum soll früher ein Hof gestanden haben, dessen Scheune man die Schwedenstallung hiess. Dort hauste früher ein Geist. Wenn er am Hause vorbeischritt, grüsste er den Besitzer jedesmal mit einer tiefen Verbeugung. Er war überhaupt dem Hausbesitzer wohlgesinnt, nicht aber andern Leuten. Das hat besonders der alte Bezirksrichter erfahren, der allwöchentlich mit seinem Fuhrwerk an die Gerichtssitzung fuhr. So oft er an diese Stelle kam, stellte sich sein Rösslein hier bolzgerade auf die Hinterbeine; dann wendete er das Chaislein um, verhielt dem Ross die Augen und führte beides über die Stelle. Des Jörlis Birnbaum trug früher Frühbirnen. Zwei freche Burschen erstiegen ihn eines Nachts, um ihn zu leeren. Darüber kam ein Mann dazu von geringer Grösse und mit einem breiten Hute, und beide Teile betrachteten sich schweigend. Mit einem Male aber wuchs der Mann immer höher und breiter auf, so dass er drängend zwischen die Aeste hineinreichte, auf denen sie sassen; zugleich loderte von allen Seiten ein Feuer mit empor, dass die Obstdiebe eiligst entspringen mussten. Ein andermal stand er als ein grosser Mann an der Ochsenbrücke im Dorf. Er trug eine weisse Zipfelmütze und einen schwarzen, langschwänzigen Rock. Eine vorübergehende Bäuerin grüsste ihn, erhielt aber keinen Dank. Kaum war sie ein paar hundert Schritte weiter, so brach ein entsetzliches Unwetter los.

Dieser Geist soll aus der Schwedenzeit stammen. Die einen behaupten, es sei ein Wölflinswiler Bauer, den die Schweden fingen, ihn mit Mistjauche füllten, einem Ross an den Schwanz banden und solange im Bache hin- und herschleiften, bis er den Geist aufgab. Andere aber sagen, es sei ein Schwede, der von den lauernden Bauern überfallen und auf ähn-

liche, martervolle Weise umgebracht worden sei. Als nämlich die Schweden von den eroberten Städten Rheinfelden und Laufenburg aus diese kleinen Gebirgstälchen plündernd durchstreiften, wurden viele von ihnen durch die lauernden Bauern getötet. So lag hier am Wege, neben dem Oerkenbach, ein schwerverwundeter Schwede. Die Bauern sprangen auf ihn los und zerschlugen ihm die Glieder. Er bat um Schonung; sterben müsse er doch, sagte er, aber trotz aller Qualen werde er nicht vor Sonnenuntergang sterben können, man möge ihn nicht weiter misshandeln. Allein, sie höhnten ihn nur, und als er unter ihren wiederholten Streichen noch immer lebte, banden sie ihn zuletzt an einen Pfahl unter das Wasser des Bächleins. Auch damit war er nicht zu ertränken, sondern soll wirklich erst nach Sonnenuntergang verschieden sein.

R. II/66 und Volksmund.

Der grüne Reiter zwischen Wölflinswil und Oberhof

Ein grüner Reiter auf grünem Pferd wurde zwischen Wölflinswil und Oberhof häufig gesehen. Durch den Bach hinunter ritt er bis zur Kelnbachmündung im untern Dorfteil von Wölflinswil. Von dort folgte er dem Kelnbach bis hinter die Kirche, kehrte wieder zurück und verfolgte den gleichen Weg nochmals. Oberhalb Wölflinswil ritt er oft auch ausserhalb des Baches, bis hinauf zu den weissen Steinen. Von dort aus sah man ihn als einen grauen Hund nach der «Ochsenbrücke» hinunterrennen und unter ihr verschwinden. Volksmund.

Tanzende Hexen auf Wid

Von Tannwald und niederem Gestrüpp umschlossen, liegt einsam im Mondschein das Wid, die einstige Allmend von Wölflinswil. Da fliegen von allen Seiten leichte Gestalten heran und fügen sich zum Tanz auf dem weiten Plan. Lautlos schlingen sich ihre Glieder im Takt, und ihre nackten Leiber schimmern marmorn im Licht. Doch kommt der Landmann frühmorgens zur Stelle, findet er dunkle Kreise im Grün. Hexenringe nennt er sie, und ängstlich flieht er den Ort. Volksmund.

Der Dreihundertjährige am Strichenberg

Vor Jahren wurde einmal der Strichen, auf den die Fricktaler als den höchsten aargauischen Bergzug gehörig stolz sind, im Gemeindewerk abgeholzt. Damals befand sich der Grethans von Wölflinswil eines trüben Wintermorgens ganz allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Teil Reiswellen.

Da trat aus einer unwegsamen Waldlücke heraus plötzlich ein grosser, dürrer Mann zu ihm in völlig roter Tracht. Ein rotes Wollhemd reichte

ihm über die Hüfte, er trug rote Kniehosen und rote Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten, funkelnden Messingschnallen und auf dem Kopf einen Dreispitz. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäuzige Form aufbinden, gegen Regen aber als Schlapphut breit auseinanderschlagen konnte, war vor Zeiten hier herum allerdings üblich gewesen. Aber zum Aussehen dieses Mannes passte er gar nicht, der, wenn er zum übrigen noch ein rotes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Grethans besann sich eben, von welchem Scheibenschiessen wohl der in diese weglose Gegend herkommen könnte. Da begann der Rote, indem er das Tal drunten überblickte: «Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich hier auch nicht so allein Holz gefällt!» Der Grethans dachte bei sich: «Also wieder so ein Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muss! Und nicht einmal einen guten Tag bietet er dir und duzt dich schon im ersten Augenblick!» Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Fopper das gleiche Wort zurückgibt und sagte: «Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein noch in grosser Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier hauen können, weil wir ja alle zusammen noch nicht auf der Welt gewesen sind, ausgenommen vielleicht dein Hut da.»

«Das ist nicht die Ursache», sagte der Rote begütigend, «sondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zusammen würden sich damals hier herauf gewagt haben, so viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wölflinswil bekam ja von ihnen seinen Namen, damals vor 300 Jahren.»

«Das ist aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute gewesen», erwiderte der Grethans, «sie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfest als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen sein. Hätten sie die Wölfe nur brav zusammengepulvert.»

«Zusammengespiesst, musst du sagen», unterbrach ihn der Rote, «denn in seinem ganzen Hause hatte der Bauer keinen Schuss Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platz in Oberhof, den ihr jetzt ‚Auf der Hofstatt' nennt, hat der erste gewohnt, und ausgebälgte Wölfe hingen so viele ringsum unter seinem Dachrande, dass er mehr Stroh, als jetzt auf euerem Felde steht, allein nur in die Wolfsbälge zu stopfen hatte. Aber jetzt ist eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obst vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühling der Oerkenbach gross wurde, schwamm er voll Schwarzkirschen, und im Herbste lag er so voller Aepfel, Zwetschgen und Nüsse, dass meine Base ihre Herbstwäsche statt hier im Bach oben beim Heidenbrünnlein hielt. Dann wurde allemal der ganze Strichenberg schneeweiss, wenn ihrer Schwester Tochter die Bett- und Tischtücher zum Trocknen aufhängte vor dreihundert Jahren.» «Das muss aber eine schlechte Wirtschaft ge-

wesen sein», erwiderte ihm der Grethans. «Da hätten sie doch Schnaps daraus brennen sollen und Kirschwasser, anstatt es den Bach hinabschwimmen zu lassen, das viele Obst!»

«Es ist gleichwohl nicht verlorengegangen», sagte der Rote, «denn die Schweine haben sich herrlich damit gemästet. Und trieb sie der Vetter einmal auf den Markt nach Basel, so waren es ihrer so viele geworden, dass er mit den letzten noch nicht im Frickertor stand, wenn die vordersten schon zum Mülhausertore wieder hinauszogen. Seht, da kommen die Roten, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten sie ihm wannenweise mit Brabanterthalern und saumweise mit Elsässerwein, wie er süss und herrlich geraten ist vor dreihundert Jahren.»

Jetzt wusste der Grethans nichts mehr zu erwidern, aber er dachte sich: «Mach dich einmal fort, du Aufschneider!» Da kehrte sich der Rote, ohne Abschied zu nehmen, um, und ging in der Richtung nach Oberhof bergab. «Was für einen Weg will er nur da machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dort über die bolzgerade Felsenwand hinunter ist wohl vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuss gekommen!» So sagte der Grethans bei sich selbst, sprang dem Unbekannten ein paar Schritte weit nach und schaute und staunte. Unaufgehalten schritt der Rote ohne Weg und Steg geradeaus über die senkrechte Kluft und jenseits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm schnell zum Beten seine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Roten immerwährendes Wort wurde ihm plötzlich befremdend deutlich. Er wusste nun, was es auf sich hatte, allein gewesen zu sein auf dem Strichenberg vor dreihundert Jahren.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages H. R. Sauerländer, aus Schweizersagen, nach Th. Herzog, herausgegeben von Arnold Büchli, I. Bd. S. 206).

Oberhof

D'Härdwibli am Strihe

Früehner heis d'Lüt i dem ghüblige Land no besser gha weder hütigestags. Do hei-ne-ne d'Härdwibli ghulfe. Das si chlini Lütli gsi und hei ne Menschefuess und e Gänsfuess gha. Wenn eine z'Acher gfahre het und s'isch bös gange, so sis em cho hälfe, derno isch es g'gange wie gweuscht. Derfür het ene derno d'Bürene ame e dicke Zibeleweihe auf e Pflueg gleit, und wenn sie am Morge wieder cho si, isch jedesmol e Napolion druf gsi.

Im Ifang si dozmole siebe Hüser gstande. Dörthi si die Wibli ame z'Licht. Dört hei si inere Frau e Chnuule Rischte geh, si sölle si spinne,

si dörf aber niem öppis säge dervo. Do het die Frau gschpunne und gschpunne und drü Johr lang isch die Chnuule immer glich gsi. Ihres Bäsli het si immer gfroget und plooget, wie sis au miech, sie spinn alliwil und heig glich vill Rischte. Z'letscht hets eres gseit. Do het sie aber umme no zweu Spüehli chönne spinne, derno isch fertig gsi. D'Härdwibli si aber vo dört a nümme cho. R. I/268.

Die Taufe der Erdleute

Zwei Mädchen von Oberhof waren einst in der Erntezeit am Garbenschneiden auf dem Feld. Plötzlich schrie das eine: «Ursi, schau diese mächtige Kröte! Soll ich ihr eins mit der Sichel geben?» «Nein, Bürgi», rief die andere Schnitterin, «bei Leibe nicht. Schau nur, wie sie dick und aufgeblasen ist, sie wird uns wohl zu Gevatter bitten wollen.» Inzwischen war die Kröte weggekrochen, und die beiden Mädchen schnitten weiter.

In der Nacht, als beide ruhig schliefen, klopfte es hart an ihr Fenster, und eine feine Stimme sprach: «Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm mit!» Ursula hatte auf den ersten Anruf geantwortet und war zur Türe gegangen. Als sie aber die Stimme hörte, erschrak sie; in Angst und Ratlosigkeit öffnete sie doch. Vor ihr stand ein winziges Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu kommen. Das Mädchen folgte zögernd. Sie stiegen die Anhöhe gegen Lenzimatt aufwärts. Am Strichen stiegen sie in einen Erdspalt hinunter, den Ursi vorher noch nie bemerkt hatte; hier öffnete sich ihnen ein langer unterirdischer Gang. Diesen durchschritten sie. Schliesslich traten sie auf eine weite, taghelle Wiesenebene hinaus, auf der eine ganze Zeile zierlicher Häuschen standen. Ein jedes schien aus Glas gebaut, die Lichtlein leuchteten selbst aus dem Dach heraus. In ein solches Häuschen führte der Begleiter das Mädchen. Hier lag ein Erdweibchen ganz blass im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm, und sie musste es einem langen Zuge von Erdmännchen voran aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumengrosse Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer wies sie in eine ebenso glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindtaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht, und da kein Priester da war, vollzog sie nach katholischem Brauche die Nottaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendet und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war, zog diese fünf Halme aus ihrem Strohsack heraus und bot sie ihrer neuen Gevatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi aber überreichte sie ihr einen kostbaren Gürtel. «Dieser Gürtel gehört deiner Schwester, aber dass ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es einmal werde wissen lassen.»

Das Erdmännlein führte Ursula wieder durch den unterirdischen Gang zurück. Wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte es auf den Birnbaum hinunter, der neben des Vaters Haus stand und den sie im vollen Mondschein wohl erkannte. Dann verliess sie der Kleine. Als sie ihrer Befangenheit los geworden, fing sie an, das elende Geschenk zu zürnen und warf von den Strohhalmen sogleich viere aus dem Jüppensack. Wie sie nun aber zu dem Birnbaum kam, fiel ihr ein, gleich hier die besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für ihre Schwester mitgegeben hatte. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt, so zerspaltete der Baum in tausend Splitter und sank zu einem Häuflein Asche zusammen. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an seine Schwester und wie es ihr hätte ergehen können, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eiligst rannte sie davon, um daheim von der überstandenen Gefahr zu erzählen. Aber zu Hause wollte niemand, nicht einmal Bürgi, ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel, der war ja mit dem eingeäscherten Baume verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie weggeworfen. Zuletzt suchte sie nach dem letzten im Sacke und zog vor aller Augen einen goldenen Schauthaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strichen nach den andern vier Halmen; aber weder sie noch Schauthaler noch Gürtel fand man mehr.

Die Erdleute sind längst aus der Gegend verschwunden. Nur noch das Aeschen- oder Heidenbrünnlein, oben am Strichen, erinnert an sie. Alle Freitag im Jahr fliesst es trübe. Dann halten die kleinen Leute Wäsche, tief drinnen im Strichenberg. R. I/270.

Die Goldgräber am Strichen

Am Strichen, nahe der Benkenstrasse, ist noch heute in einer Wiese eine ringförmige Vertiefung zu sehen. Dort haben im letzten Jahrhundert einige Oberhöfler Bauern nach Gold gegraben. Das Innere soll nämlich Gold bergen. Daher kommt der goldfunkelnde Lehm, den eine Quelle von Zeit zu Zeit hervorschwemmt. Aus diesem Golde verfertigten die Erdmännlein ihre Goldstücke, die sie früher den Leuten so freigebig schenkten. Ein fremder Bergknappe gab den Leuten Anweisung, wie sie die Arbeit fachgemäss betreiben sollten. Unter seiner Leitung trieben nun die Schatzgräber einen Stollen wohl eine Viertelstunde in den Berg hinein. Doch stellten sie das Unternehmen bald wieder ein, weil die Erfahrungen und Erlebnisse sie beängstigten.

Im Anfang begegneten die Schaufler einem sich im Innern mächtig auftürmenden Felskegel, der ihnen den Weg zu sperren drohte. Doch da dieser rundförmig, wie ein einzelner Turm emporstieg, konnte man ihn leicht umgehen. Zu ebener Erde fand man in seinem Mantel ein eigentümlich schwarzes Loch, und dies reizte einen der Bauern, hineinzustei-

gen. Er fand das Innere ganz einer Schlossküche ähnlich; von oben her jedoch hing ein einzelner Felsen herab, der wie der Klöppel einer Glocke hin und her pendelte und drohte, den Verwegenen augenblicklich zuzudecken. Weiter innen stiessen die grabenden Männer auf einen Abgrund, der sich aber zu ihrem Glücke nur seitwärts hinzog und ihnen kein Hindernis wurde. Derselbe war so erstaunlich tief, dass man von nun an allen Schutt des Stollens, den man vorher mit Mühe und Zeitverlust zum Berg hinaus hatte karren müssen, in ihn hinunterleeren konnte. Nie aber konnte man am Tone des hinabkollernden Gesteins schliessen, dass der Abgrund sich auffüllen würde. Noch tiefer drinnen erschien der Spiegel eines langgestrecken Sees. Jenseits desselben, so hatte ihnen der Knappe schon vorher gesagt, werde das Goldlager anstehen; denn aus jenem Gewässer müsse die Quelle stammen, die den goldhaltigen Lehm führe. Doch niemand wollte sich entschliessen, dieses schwarze und unübersehbare Gewässer zu überfahren, und die Leute wurden unter sich uneinig. Des Nachts, da sie zusammen in ihrer Kammer lagen, sahen sie auf ihrem Werkzeugkasten eine dünne Flamme lange brennen. Dies deuteten sie nun auf die nahe Gefahr, die ihrem Leben drohe; sie kehrten heim und liessen den Bau verfallen.

R. I/271.

Die Kränzleinjungfrau bei Oberhof

An der alten Strasse zwischen Wölflinswil und Oberhof floss früher eine Quelle. In mondhellen Nächten sah man dort eine Maid mit aufgelösten goldenen Haaren. Aus Blumen flocht sie ein Kränzlein, und ein irdener Krug, gefüllt mit flüssigem Golde, stand vor ihr. Einem Burschen von Oberhof bot sie einst lächelnd den Krug; doch er floh. Hätte er ihn genommen, er wäre reich und glücklich geworden; denn er hätte die Jungfrau erlöst. So aber verfolgte ihn von der Stunde an das Unglück.

Volksmund, R. I/148.

Die wilde Jagd

In Wölflinswil hört man zu Zeiten eine wunderbare Musik. Von der Burgfluh herunter erklingen Hörner und Trompeten, und über Altenberg und Homberg verliert sich der Klang. Doch auf die lieblichen Töne folgt greuliches Unwetter, ein Tosen und Brausen erfüllt die Luft, und nicht selten bricht ein Hagelwetter herein, das die Arbeit des Bauern in kurzer Zeit vernichtet.

Zwei Burschen gingen vor Jahren von Oberhof nach den Stockmatthöfen. Oberhalb des Stalden hörten sie plötzlich im gegenüberliegenden «Weidli» ein furchtbares Krachen und Tosen. Zugleich erklangen Waldhörner aus dem Berge heraus. Ein Poltern, das alles Gehörte übertraf,

machte die Gegend erzittern, und ein Windstoss riss den beiden die Hüte vom Kopf. Wie sie zurückschauten, folgten ihnen zwei kohlenschwarze Hunde mit Augen wie Pflugsräder. Erst bei den Benkerhöfen verschwanden die Gespenster wieder. Volksmund.

Der wilde Jäger Burkhard

Unterhalb der Burgfluh erscheint zu Zeiten ein Ritter auf weissem Pferd. Auf dem Kopf trägt er einen tief herabhängenden Hut, der das ganze Gesicht verdeckt und eine jaulende Hundsmeute folgt ihm. Er reitet hinunter gegen Wallbach, bis zu der Stelle, wo das Dorf Abbizüs versunken ist. Das ist der wilde Jäger Burkhard. Sein Schloss soll am Sennhof bei der Farnsburg im Baselbiet gestanden haben. Wenn er erscheint, steht ein grosser Krieg bevor. Volksmund, R. I/197.

Verborgener Schatz am Sälibrunnen

Der Sälibrunnen ist ein frischer Bergquell an der Nordhöhe des Strichenberges. Er gilt im Volke als Eigentum der Erdmännlein. Fünf grosse Zinnkannen stehen um ihn herum, doch nähert sich jemand der Quelle, schlüpfen sie alsbald in den Boden hinein. Dort soll ein Trog voll Gold versenkt sein, der auf den wartet, der ihn hebe. Dies versuchten vor Zeiten einmal ein paar Mannen aus dem Dorfe, und der damalige Ortspfarrer Bürgi versprach ihnen seinen Beistand; er wollte aber keinen Anteil an dem Geld. Eines Nachts gruben die Männer, wortlos, wie ihnen der Pfarrer geraten. Bald klirrte die Hacke auf Eisen, und nach kurzer Zeit konnten sie den Trog herausheben. Wie einer sich aufrichtete, um sich den Schweiss von der triefenden Stirne zu wischen, erblickte er einen Reiter, der auf einem Schimmel über die Felder dahergestürmt kam. Er glaubte, es sei der Pfarrer, der wegen seines Zipperleins hie und da seinen Schimmel ritt. Schon von weitem rief der Reiter: «I will s'halb, i will s'halb!» Jetzt ruft der beobachtende Mann zu den andern: ««Seht ihr, der Sappermentspfaffe will schon die Hälfte, wenn ihn nur ein Donnerwetter träfe!» Wie er das gesagt hat, verschwindet der Trog mitsamt den Werkzeugen mit lautem Getöse wieder in den Boden hinein. Der Reiter aber war verschwunden. Dieser war nämlich nicht der Pfarrer, der zu jener Zeit samt seinem Schimmel ruhig zu Hause sass, sondern der Teufel, der die Schatzgräber genarrt hatte.
R. I/19.

Die Heiden auf den Pilgerhöfen

Im Pilger, das ist ein einsam weltverlorenes Stück Erde droben an der Wasserscheide zwischen Aaretal und Rheintal. Hingeklebt an steile Halden liegen mehrere Gehöfte. Dort oben hielten sich früher Heiden

auf. In des Böppelers Haus hatte eine ganze Familie Unterkunft, und der Ludi, dem damals das Haus gehörte, war gar nicht unzufrieden darüber; denn ihr Weib, die Heidenmarie, brachte ihm vielerlei Nutzen. Sie ging häufig nach Oberhof und Wölflinswil hinab, da hatte sie Brotwürfel an einen langen Faden gebunden und schleppte sie hinter sich her durch die Dorfgasse. Gierig schnappten Hühner und Enten, die der Bauer oft zu füttern vergisst, nach den Brotwürfeln, und die Heidenmarie zog sie dann am Faden unter die Schürze und machte sich damit aus dem Staube. Gegen etliche Mass Milch grub sie den Leuten auch Kräuter unter das Haus und schützte es so gegen Blitzschlag und Feuersbrunst. Erhielt sie auf diese Weise nicht überall die verlangte Milch, so merkte sie sich die Namen der Kühe, alsdann band sie zu Hause ihren Kleiderriemen an die Ofenbank, strich melkend daran herunter und murmelte dabei die Namen der Kühe. Da floss Milch in ihren Eimer von jeder der Kühe. Diesen aber schwollen zu Hause die Euter auf, und die Milch verging ihnen. Die Heidenmarie lebte mit zwei Männern, dem Heidentoni und dem Heidenseppli. Wenn diese Speck oder Schnitze für den Haushalt brauchten, so kamen sie hinab in den Pfarrhof zu Wölflinswil, zum Pfarrer Scholläme, der alle Zauberbücher zusammenkaufte und Tag und Nacht darin studierte, ein Hexenmeister zu werden. Gegen einigen Proviant lehrten sie ihn ihre Kunststücke. Als einst der Sigrist zu ihm ins Zimmer trat, um ihn zum Gottesdienst zu begleiten, hatte der geistliche Herr eben eine Strohwelle vor sich und bohrte mit einer glühenden Eisenstange darin herum. Der Sigrist fürchtete, das ganze Haus möchte darüber in Brand geraten; also nahm er eilig die Welle und warf sie in den Hof hinaus. Aber lachend kam der Pfarrer nach und trug sie gar in die Zehntscheune hinein. Hier brannte er ein grosses Loch mitten hindurch. Die Strohwelle selbst aber brannte weiter nicht. Dies war eines der Kunststücke, das ihm der Heidenseppli gelehrt hatte.

Einst waren die beiden Heidenmänner samt ihrem Weibe auf den Jahrmarkt gegangen und hatten dabei zu viel Wein getrunken. Auf dem Heimweg gerieten sie miteinander in Streit. Die Heidenmarei wurde des Zankens müde, liess die beiden stehen und war lange vor ihnen zu Hause. Lärmend traten endlich auch die Männer zur Türe herein und ihr erstes Wort an die Marei war: «Was hast du Gutes gekocht?» Diese aber blieb schmollend und brummend auf dem Ofensitze und gab ihnen keine Antwort. Da nahm der Heidensepp ein grosses Metzgermesser vom Tisch, und mit den Worten: Pitsch, patsch! stiess er es ihr mit rückwärts gestellter Hand zweimal in die Brust. Sie stürzte vom Ofen auf den Boden herab und war sofort tot. Die Hausleute waren arg erschrocken, und der Ludi rannte auf der Stelle zum Pfarrer hinunter und fragte, was zu tun sei. Er erhielt folgende Antwort: «Unter der Stuben- und Haustürschwelle müsst ihr ein Loch graben, die Alte an den Karst hacken, sie

darunter durch zum Hause hinausziehen und draussen verlochen. Macht ihr's anders, so kommt sie euch wieder und geistert.» Der Ludi tat dies pünktlich so und verscharrte sie auf der Hargethalde. Dort geht sie nun als ein rotes Schwein um und schnaubt und tobt oft so, dass man glaubt, die ganze Halde falle herunter. Der Harget-Jakeb hat sie oft gesehen. Auch der Heidenseppli kommt im Grabmättli, einem Landstück bei Oberhof, als ein grosser, bärtiger Mann auf die Leute los, wird zusehends grösser und vertreibt namentlich die Holzschelme aus der benachbarten Staatswaldung. R. II/213.

Der grüne Reiter auf grünem Ross

Aus der Pfaffenhalde, der Staatswaldung von Oberhof, kommt bei Regenwetter ein grüner Reiter auf grünem Ross herabgeritten. Vor ihm her geht Hundegebell, und alle Hunde des Pilger antworten ihm. Vielerlei Menschen und Tiere folgen ihm, ganze Rudel Katzen und dreierlei Schafe. Anfänglich scheinen sie nur von gewöhnlicher Art, doch plötzlich blähen sie sich auf zur Grösse eines Stieres; auch die Mannsgestalten hinter ihm schiessen mit einem Male auf, wie rauschende, hohle Bäume. Sie füllen das Tal, als müsste drinnen alles von ihrer Ueberlast erdrückt werden, dann saust und dröhnt es, dass Berg und Wald herabzubrechen scheinen. Dies währt jedoch nur einen Augenblick; denn kaum sind diese Ungeheuer nahe, so sind sie auch schon wieder weg wie Wetterleuchten. Bei Tag jagt er durch die Lüfte, bei Nacht kommt er mit drei Rappen zur Erde gefahren. Sein Weg geht über das Wald- und Ackerland hin, welches der Kapf, das Juch und das Grabmättlein heissen, dann fährt er zu unterst oder zu oberst, entweder durch das Pfeifergässlein oder durch das Küferhansengässlein nach Oberhof hinein, zieht auf der Landstrasse bis nach Wölflinswil, dort hinter der Dorfkirche hinauf auf das Stöckli, wo ehemals eine Ritterburg gestanden hat; von da fährt es noch manche Stunde weiter, vor allem ins Dorf Wittnau hinüber und in die Ruine Homberg hinauf.

R. II/380, Volksmund.

Der Erlacher im Pilger

Im innern Pilger bei Bitterlis Hof stand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine alte, verlassene und verlotterte Scheune. Niemand benutzte sie, und der Besitzer umging sie stets mit einer gewissen Scheu. Es war etwas nicht geheuer in diesem Bau. In manchen Nächten erhebt sich droben auf dem Kamme der Egg ein tosender Sturm. Dann durchzieht ein fürchterliches Brüllen, Wehgeschrei und Tosen die alte Scheune. In dem unsäglich wüsten Lärm hört man das Locken der Hunde, das Blasen von Hörnern und der Jagdschrei: «Hup-Hup!» Dann rollt es sich aus dem

Heustadel gerade über das Gebirge hinab in den Talbach. Hierauf bricht ein fürchterliches Gewitter mit Blitzeinschlag und Donnerrollen über das Tal von Oberhof herein. Das Volk nennt diese Erscheinung den Erlacher, und gibt der Sache folgenden Grund:

Der Graf von Erlach war der Schweizer Feldherr gewesen in vielen Schlachten. Zu seinem Schlosse Kastelen im Schenkenbergertal hatte er sich auch die Pilgersennhöfe gekauft. Dort, bei des Böppelers Hof, ist die Stelle des alten Sennhauses, das vor Jahrhunderten noch allein in der Bergeinsamkeit stand. Hier pflegte Rudolf von Erlach in seinen alten Tagen den Sommer und Herbst über Ruhe und Frieden zu suchen; zwei Knechte und zwei alte Jagdhunde machten seine ganze Umgebung aus, und niemand störte ihn in dieser Zurückgezogenheit, wenn nicht zuweilen der ungebetene Rudenz erschien, sein Schwiegersohn, der jenseits der Aare, oben im Ruedertal, auf Schloss Rued wohnte. Dieser hatte Erlachers Tochter zur Frau, aber er war ein Trunkenbold, der, nachdem er Besitz und häusliches Glück verschleudert und verscherzt hatte, nun dem greisen Schwiegervater zur Last fiel. Zu wiederholten Malen schon hatte der Alte für den leichtsinnigen Verschwender einstehen müssen; heute, an einem Herbsttage, erschien Rudenz mit dem gleichen Anliegen wieder hier oben. Als er zu ihm in die Stube trat, hatte Erlach eben Mittagsruhe gehalten und lag noch auf dem Feldbett, seine beiden Doggen vor ihm. Niemand war sonst auf dem Hofe. Die beiden Diener jagten im Walde.

Rudenz begann mit dem bekannten Begehren, wiederholte es und sah sich wiederholt und entschieden abgewiesen. Da sprang er nach Erlachs Heldenschwert, das ob dem Bette an der Wand hing, und schlug dem Greise das Haupt mit einem Hiebe ab. Dann entfloh er das Gebirg herab zur Aare und wollte sie überschwimmen, aber heulend verfolgten ihn die beiden Doggen und trieben ihn überall vom Ufer weg. So konnte er sein Schloss Rued nicht erreichen und wendete sich fliehend dem Gebirge zu. Immer die Hunde an den Fersen, gewann er das Versteck jener einzeln stehenden Scheune im innern Pilger, warf die Türe zu und verkroch sich ins Heu. Aber auch hier spürten ihn die Hunde auf. Mit fletschenden Zähnen hielten sie draussen vor der Hütte Wache. Ihr Geheul durchdrang den ganzen Berg; in kürzester Zeit musste es Rudolfs beide Knechte hier herauflocken. So sah er sich verraten und gefangen, und erhängte sich. Nach seinem Tode fand er aber keine Ruhe, und muss nun seither mitziehen in diesem Geisterzug.

Vor Jahren hat einmal ein Bauer aus dem Tal jenen Geist herausgefordert. Er stand im Hargetwald unweit jenes frühern Sennhofes und hörte dem Branden der obern Luft zu, das anschwellend in den Hochwald hineinfiel. Uebermütig riss er ein Büschel Bartflechten vom nächsten Baum, hielt es ans Kinn und schrie in den Wald hinein: «Jetz,

Erlacher, chasch cho luege! Jetz han i en Bart wie du!» Da stand auf einmal ein mächtiger Mann vor ihm, und der Bauer flüchtete erschrokken dem Dorfe zu. Als er heimkam, hatte er einen geschwollenen Kopf und musste acht Tage lang das Bett hüten. R. I/189.

Der Schwed in Oberhof

Eine Abteilung Schweden kam auch nach Oberhof. Doch schon vorher hatten sich die Bewohner geflüchtet, in eine Höhle an der Burgfluh, wo sie die ganze Kriegszeit über Schutz fanden. In der Eile waren zwei Kinder zurückgeblieben. Diese wurden von den Schweden erstochen. Noch vor 50 Jahren soll man nachts ihr Wimmern gehört haben. In des Deischneiders Haus fanden sie einen alten Mann und zwangen ihn, ihnen alle Vorräte in jedem Hause zu zeigen. Was sie fanden, trugen sie an einen Haufen zusammen. Als schliesslich der Mann nichts mehr anzugeben wusste, gossen sie ihm Oel auf den Kopf und wollten ihn anzünden, so dass er eines qualvollen Todes hätte sterben müssen. Doch da meinte einer der Soldaten: «Was wollen wir riechen, wie der Hund stinkt», versetzte ihm einen Tritt und liess ihn laufen. Alle Häuser von Oberhof wurden verbrannt, nur des Toniseppis Haus nicht. Dieses brannte nicht, trotzdem es die Schweden an allen vier Ecken angezündet hatten. Der Besitzer hatte nämlich gelobt, er werde eine Kapelle bauen, wenn sein Haus nicht verbrenne. Nach den Kriegsnöten wurde richtig die Kapelle an das Haus angebaut, und der Gründer vergabte zu deren Unterhalt ein grosses Stück Land im Grabmättli bei Oberhof. Die Kapelle steht heute noch. Volksmund und I/379.

Ueken

Das Dorfungeheuer

In Ueken lebte vor Zeiten ein reicher Bauer, der viele Aecker und Wiesen besass. Er hatte aber am Ertrag seiner Grundstücke nicht genug, er stahl nachts seinen Nachbarn das Obst und pflügte ihnen am Tag fast die Hälfte ihrer Bündten und Baumgärten weg. Deshalb fand er im Grabe keine Ruhe und muss nachts geisten, bis auf den heutigen Tag. In der Nacht durchzieht er als Hund, Schaf oder Ziegenbock die Dorfgassen. Wenn er Hecken setzt, Hagstöcke frisch in den Boden schlägt, auf Bäume steigt und Obst herunterreisst, dann wissen die Leute, dass Regenwetter bevorsteht. Tagsüber hockt er hinter dem Ofen seines ehe-

maligen Nachbarn. Nach dem Betzeitläuten macht er sich auf und wandert bis zum Rank ob Frick, wo er verspäteten Wanderern auflauert und sie in die Irre lockt. Doch kann ihn jeder Pfeifenraucher verjagen; man braucht ihm bloss Feuer aus der Pfeife anzublasen, und er macht sich eilig davon. Als schwarzer Zottelhund stellte er sich einmal zwei Fremden entgegen. Als diesen das Beten nichts nützen wollte, fingen sie an, alle Zeichen vom Himmel herabzufluchen. Jetzt liess er sie unter der Bedingung weiter, dass sie ihn in ihrer Rocktasche hinter den Ofen nach Ueken zurücktrügen. Der eine von ihnen war so töricht zuzusagen; dem presste er den blutigen Schweiss aus und trieb ihn auf den Matten herum und über Bäche und Gräben, bis am Morgen. Volksmund und R. II/70.

Geistermauer auf der Egg

Ueber die Egg führt ein Weg von Ueken nach Hornussen. Dort soll es nicht geheuer sein; denn schon oft haben Leute dort eine ganze Schar Geister erbickt. Vor Jahren kam einmal zur Nachtzeit ein Mann von Sulz in diese Gegend hinauf. Mit einemmal schien er von einer schwarzen Mauer ringsum eingeschlossen. Er kam darüber fast von Sinnen, verlor den Weg und geriet über den Hügel Murbis in wildes Gestrüpp und Dornenwerk hinein und fand sich beim Morgengrauen auf einem Strohdach in Unterueken, was ihm höchst unbegreiflich schien.

Ein alter Mann von Ueken, der nach Betzeit ebenfalls über die Egg heimwollte, wurde gleichfalls von jenen Geistern auf dem Felde umhergejagt und gequält. Als er im Morgengrauen sich endlich heimgefunden hatte, vermochte er seine Leute nicht einmal mehr zu grüssen, er wälzte sich auf dem Stubenboden bis zum Hühnergitter und biss ein hölzernes Stänglein entzwei. Die Seinen erschraken, sie rissen ihm die Kleider alle vom Leibe und warfen sie unter die Dachrinne. Sowie er entkleidet war, konnte er wieder aufstehen und sprach: «Der Teufel hat mich furchtbar gewürgt; gebt mir nun schnell Brot zu essen!»

Ein anderer Fricktaler Bauer hatte sich von Hornussen nachts um zwei Uhr auf den Weg gemacht, um andern Tags beizeiten im Stifte Schönenwerd seine österliche Andacht zu verrichten. Sein nächster Weg führte ihn über die Egg. In dieser, ihm sonst wohlbekannten Gegend verirrte er sich gänzlich, lief bis in die Gegend Weid, suchte da die Richtung nach Herznach einzuschlagen, kreuzte aber seinen vorigen Irrweg noch einmal und durch die Waldung Buhalde hinab sah er zu seiner Verwunderung sein Dorf wieder vor sich liegen. Nun war's bald Messezeit und nach Schönenwerd lange zu spät. So weit hatte ihn der höllische Feind herumgeritten. R. I/173.

Herznach

Die Hexe von Herznach

Vor Zeiten wird einmal eine Frau vor dem Richter des Ehebruches beschuldigt. Sie bestreitet jedoch die Anklage und wird peinlich verhört, die Folter soll ihr den Mund öffnen. Die Strecke, die Stachelwalze und die glühende Zange martern ihren Körper fürchterlich; doch unter den furchtbarsten Qualen beharrt sie auf ihrer Aussage. Da treten drei Zeugen auf, die die Anklage bekräftigen. Nun ist die Schuld des Weibes offenbar. Der Richter bricht den Stab über sie und verurteilte sie zum Strang. Unter dem Läuten der Sterbeglocke und unter dem Gaffen einer grossen Volksmenge wird die Frau vom Henker auf die Leiter geführt. Wie nun das arme Weib glaubt, jetzt sei alles vorbei, da reisst der Strick, und sie gleitet zu Boden. «Jetzt seht ihr», ruft der Richter, «sie ist eine Hexe, der Teufel hat ihr geholfen.» Rasch wird ein Scheiterhaufen aufgeschichtet und das Weib als Hexe verbrannt. Wie ihr Jammer verstummt und das Holz verflackert, da reitet der Richter erhobenen Hauptes und hochmütigen Blickes nach Hause. Doch plötzlich scheut sein Pferd und wirft den Reiter ab, und dieser bleibt im Bügel hängen. Das Pferd aber schleppt ihn weiter, bis er tot ist. Das war die Strafe für seinen ungerechten Richterspruch. F. X. W.

Zeihen

Erlösung durch einen Liedvers

Auf dem Rothenrain bei Zeihen traf ein Bauer öfters beim Einnachten sowie am frühen Morgen eine weissgekleidete Jungfrau an. Sie trug einen Blumenkranz im Haar und sang im Dahinschreiten leise den Liedvers vor sich hin: «Wohl zu der Englein Schar!» Der Mann erzählte gelegentlich das Erlebnis dem Pfarrer zu Herznach und erhielt den Rat, sobald die Jungfrau wieder komme und jenen Vers wiederhole, so solle er die Fortsetzung dazu singen: «Und selig bei dir sein.» Das tat der Bauer das nächste Mal, und die Jungfrau war erlöst. Bi. R. I/259.

Erdweiblein in der Widderegghöhle

Wenn man mit dem Zug aus dem Bözbergtunnel herauskommt, erblickt man rechts die Widderegg. Oben ein schöner Tannenwald und am Abhang gutgepflegte Rebberge. Das kleine Tälchen am Fusse des Hügels

wird von einem lauschigen Wiesenbache durchflossen, der im Walde drinnen einen kleinen Wasserfall bildet, die Iberger-Waag geheissen. Oben am Waldrand der Widderegg liegt verborgen eine grössere Höhle. Dort hausten die Erdweibchen. Noch heute sieht man darin muldenförmige Vertiefungen, die den Trümmern eines Backtroges und eines Tisches ähneln. Das alles haben die Erdweiblein aus den Felsen herausgegraben, nachdem sie von den hartherzigen Menschen aufs Feld gejagt und mit dem Tode bedroht worden waren, sofern sie sich je wieder im Dorfe würden blicken lassen. Und doch war die Furcht der Effinger und Zeiher eine törichte; denn die Weiblein taten den Armen nur Gutes und niemandem etwas zu Leide. Jedem Holzhacker im Walde halfen sie, seine Reiswellen zusammenbinden; den Mädchen, die Erdbeeren suchten, pflückten sie ganze Körbe voll. Nach und nach wurde man ein wenig duldsamer gegen sie und verschloss nicht mehr jede Türe vor ihnen; aber immer noch war eine Scheu vorhanden, wenn man ihre dicken, kraushaarigen Köpfe betrachtete und das tierisch gestaltete Ohr. Es nahm die Leute vor allem wunder, warum sie ihre Füsse immer unter ihren langgefalteten Röcken versteckt hielten. Um das zu erfahren, streute man Asche in die Wege neben den Weinbergen, und bald darauf sah man dort lauter Gänsefüsse eingedrückt. Als nun aber die Erdweibchen merkten, dass man sie erkannt hatte, flüchteten sie sich in die Iberger-Waag hinauf, und als das Volk mit Prügeln und Heugabeln hinaufzog, um sie als Hexen zu vertreiben, verschwanden sie auch da. Nun sieht man sie nur noch an der heiligen Weihnacht; prozessionsweise kommen sie in schimmernden Gewändern von der Höhle nach jenem Wasserfall gegangen, jede mit einem kleinen Kinde auf dem Arme.

R. I/272.

Das blaue Männlein bei der Sägemühle

Auf dem Weg, der vom Bahnhof Effingen durch ein kleines Tälchen nach Linn hinaufführt, erscheint zu gewissen Zeiten das blaue Männnlein. Es wandert von der Sägemühle bis zur Iberger-Waag. Es trägt eine blaue, welsche Bluse und eine schwarze Zipfelmütze. In der Hand schwingt es einen knorrigen Stock, und am Rücken hängt eine schwere Hutte. Sobald man ihm näherkommt, verschwindet es im benachbarten Hag. Es kündet Unwetter.

Volksmund.

Hornussen

Hornusser Hausgeist

In Hornussen war ein reicher Bauer gestorben, dem die Leute schon zu Lebzeiten allerlei Böses nachsagten. Schon drei Tage nach der Beer-

digung fand man im Stalle alles Vieh, bis auf eine schwarze Ziege, erwürgt vor. Als sich dieses Unglück wiederholte, suchte man Rat beim Ortsgeistlichen. Dieser suchte dem Uebel abzuhelfen, konnte jedoch nicht herausbringen, wo der Verstorbene jetzt seinen Sitz im Hause aufgeschlagen habe. Eines Abends kam zufällig eine Schar Heimatloser auf den Hof und begehrte Obdach für die Nacht. Man brachte sie in der Scheune unter. Da hatten sie aber eine üble Ruh; die ganze Nacht wurden sie durch Poltern und Krachen erschreckt, und am Morgen konnte keines seine Kleider wieder finden. Erst als man das Tor geöffnet hatte, um mehr Helle hereinzulassen, und einer auf den First hinaufblickte, sah man alles Gepäck droben unterm Dache durcheinanderhangen. Jetzt wusste der Pfarrer, wo der Hund begraben lag, und kletterte gleich unter die Dachbalken bis zu Stich und Trem hinan. «Gugg gugg! Wotscht mi? Gäll de häsch mi no-n-it!» so rief ihm der Kobold spottend unter jedem Dachziegel entgegen. Allein der Beschwörer liess sich nicht beirren und stand nun am Walbloch, beim Seilrädchen, an dem man die Garben in die Scheune hineinzieht. «Du hast auch schon einmal eine Rübe gestohlen, Herr Pfarrer», krähte der Geist. «Ja», antwortete dieser, «weil mich hungerte, aber dafür habe ich einen Kreuzer ins Loch gelegt und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —» «Du hast ja auch schon einmal eine Geissel gestohlen!» schmähte es fort. «Gestohlen nicht», antwortete jener, «sondern nur die Peitsche aufgenommen, um damit zu knallen, und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —». Es half alles nichts, der Geist musste in die vorgehaltene Flasche und ward darin im Walde vergraben. R. II/142.

Erdmännnlein in der Stiftshalde

Stiftshalde heisst jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen von Hornussen hinzieht. Dort kannte man vor Jahren noch das Erdmännnliloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie in Hornussen zu und waren in allen Häusern des Dorfes bekannt. Dem Feldarbeiter kam ihre Hilfe gerade so zustatten, wie ihre Anstelligkeit in Küche und Wirtschaft der Hausfrau erwünscht war. Man hielt sie deshalb den Nächsten der Familie ganz gleich; und wenn sie schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch noch ein bisschen von den eingeschlagenen Eiern oder den Eierkuchen, den sich die Mutter hinterher kochte, wenn sie an gar zu schweren Arbeitstagen sich selber etwas Gutes zuhaben wollte.

Da hatte sich nun zu jener Zeit der reiche Müller eine neue Mühle gebaut, und es war ihm sehr daran gelegen, diese Männchen als einen Haussegen in sein Quartier hinüberzuziehen. An dem Tage also, den er zu seiner Auffahrt in die Mühle bestimmt hatte, mussten alle Räder klappern, musste das frische Feuer im Herde prasseln und der schnee-

weisse Schlot sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süss durch die Gasse hinaufzog, dass sogar die Männlein lüstern darnach wurden, die sich bekanntlich auf dergleichen am besten verstehen. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Lange blaue Zipfelmützen am Kopfe und in langen Röcken, die ganz über die Füsse herabreichten, kamen sie zur Stubentüre herein und blieben da zusammen sittsam stehen. Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füsse war es jetzt dem neugierigen Müller zu tun. Deswegen hatte er heute schon, vor ihrem Erscheinen, von der Türe an bis zum grossen, runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Rahmwähen, Speck- und Zimpärtlikuchen aufgetragen, von einer Grösse, dass sich keine Platte dazu fand, lauter besondere Lieblingsspeisen des kleinen Volkes. Der Müller hiess sie also frisch hersitzen; sie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er so ihre Fusstapfen betrachtete und lauter Platsch- und Gänsefüsse sah, hielt er nicht länger an sich, sondern brach darüber in ein lautes, rohes Gelächter aus. Sogleich verliessen die geschämigen Männlein Stube und Haus; seit jener Zeit haben sie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald wurde der Müller zahlungsunfähig, und da sein grosses Gut kein anderer mit Vorteil kaufen oder behalten konnte, kam es endlich an das Kloster Säckingen am Rhein.

Die Höhle aber, wo die Erdmännlein gehaust haben, ist heute nicht mehr zu finden, nur das weiss man noch, dass sie im Innern des Berges an einen unterirdischen See führt, über den noch kein Mensch lebend gefahren ist. R. I/276.

Nächtlicher Hexentanz

Vor Jahren, als noch keine Eisenbahn durch den Bözberg fuhr, kehrte einmal ein Bauer über den Summel heim nach Hornussen. Es war eine stockfinstere Nacht und kein Stern war am Himmel zu erblicken. Auf einmal entdeckte aber der Wanderer oben auf dem Hügel eine Helle, die beim Näherkommen immer grösser wurde. Schliesslich stand er vor einer taghell erleuchteten Wiese, die er nie zuvor bemerkt hatte. Wie er sie betreten wollte, stiess er an einen mannnshohen Hag aus gekreuzten Stäben, der den Platz nach allen Seiten absperrte. So blieb er denn stehen und guckte durch die Hecke hinein. Und was er erblickte war seltsam genug. Da sah er Weiber, alte und junge, nackt oder halbbekleidet, die sich übermütig und ausgelassen im Tanze drehten. Andere sassen an langen Tischen und schmausten. Einige kamen ihm bekannt vor, andere waren ihm fremd. Zugleich entdeckte er in einer Ecke einen Haufen von Ofengabeln und Reisigbesen. Nun wusste er, mit wem er es zu tun hatte. Das waren ja Hexen, die hier ihren nächtlichen Tanz hielten. Er verhielt sich mäuschenstill, dass ihn niemand bemerkte, schob sich sachte rück-

wärts und wollte sich entfernen. Da schlug es von der Kirchenuhr eins. Nun erhob sich auf dem Tanzplatz ein lautes Kreischen, und auf Besen und Ofengabeln schnurrten die Hexen, wie eine Schar aufgeschreckter Rebhühner, nach allen Seiten durch die Luft davon, und der heimliche Zuschauer konnte nur noch beobachten, wie einige davon zu Hornussen flink in die Kamine schlüpften. Mit einem Schlage war es auf der Wiese stockdunkel geworden und der Mann fand nur mit Mühe und Not seinen Heimweg. Volksmund.

Geist in der Vollenweid

Ein älterer Hornusser hatte einmal in den Nachbargemeinden Geschäfte zu besorgen, und machte sich bei anbrechender Nacht auf den Heimweg. Den Tag durch hatte er da und dort eingekehrt und wohl eins über den Durst getrunken, so dass er vom Wege abkam und sich verirrte. Wie er schliesslich zur Brücke an der Vollenweid gelangte, sah er dort bei der Brücke einen Mann stehen. Der Irrende winkte ihm, er solle mitkommen. Ohne ein Wort zu sagen schritt nun der Fremde hinter ihm her, bis nach Hause. Als sich der Bauer daheim auf der Schwelle umdrehte, um sich zu bedanken, war sein Begleiter verschwunden. Brummend begab sich der Mann zu Bett. Um Mitternacht aber erwachte das ganze Haus von einem furchtbaren Spektakel. Türen wurden zugeschlagen, Fenster öffneten sich, Ziegel klapperten auf dem Dach, Decken wurden ab den Betten gerissen und Kissen flogen herum. Eine volle Stunde war nichts als Lärm und Schabernack im ganzen Hause. So ging es wochenlang alle Nächte. Schliesslich wandten sich die Hausbewohner an den Ortsgeistlichen, und dieser verbannte das Gespenst in den Mühlebergwald gegen Zeihen. Alle Jahre darf es sich aber dem Dorf um einen Mannsschritt nähern, und wenn es einmal wieder im Dorf ist, kann es keine Macht mehr vertreiben. Volksmund.